Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 9 | September 1959 | Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Die „vergessene Stadt"

Bischofswerder von der Welt abgeschnitten / Keine Apotheke, kein Kino

„Auf meinem journalistischen Gewissen lastet die Beschreibung einer Reihe von kleineren Städtchen im Bereiche unserer Wojewodschaft. Ihr Schicksal ist — gelinde ausgedrückt — wenig erfreulich . . . In schlimmster Verfassung aber befindet sich augenblicklich Bischofswerder . . ." — Diesen Stoßseufzer gibt der polnische Reporter Marian Wisniewski in einem längeren Artikel von sich, den das Allensteiner Parteiblatt „Glos Olsztynski" auffallenderweise in unmittelbarer Nachbarschaft neben einem Aufruf zum 15. Jahrestag der Gründung „Volkspolens" (am 22. 7.) veröffentlichte. Die Aufforderung an die „Genossen und Bürger" im südlichen, polnisch verwalteten Ostpreußen, alle Kräfte „für den Aufbau des Sozialismus" zusmamenzuschließen und zur „Verbesserung der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse beizutragen", erfährt mit diesem Bericht jedenfalls eine mehr als seltsame Unterstreichung.

Als „Ursprung allen Übels" bezeichnet der polnische Journalist die „ungünstige Lage" von Bischofswerder bis zum Jahre 1939. Die Nähe der deutsch-polnischen Staatsgrenze habe schon zwischen den Weltkriegen eine Entfaltung des Städtchens verhindert. Einer angeblichen „historischen Gerechtigkeit" habe Bischofswerder den Fortfall der unnatürlichen Grenzschranken im Jahre 1945 zu verdanken. Ungeachtet dessen vegetiere die einstige Grenzstadt mit ihren 1300 Einwohnern (1939 waren es doppelt so viele) wie selten ein anderer Ort dahin.

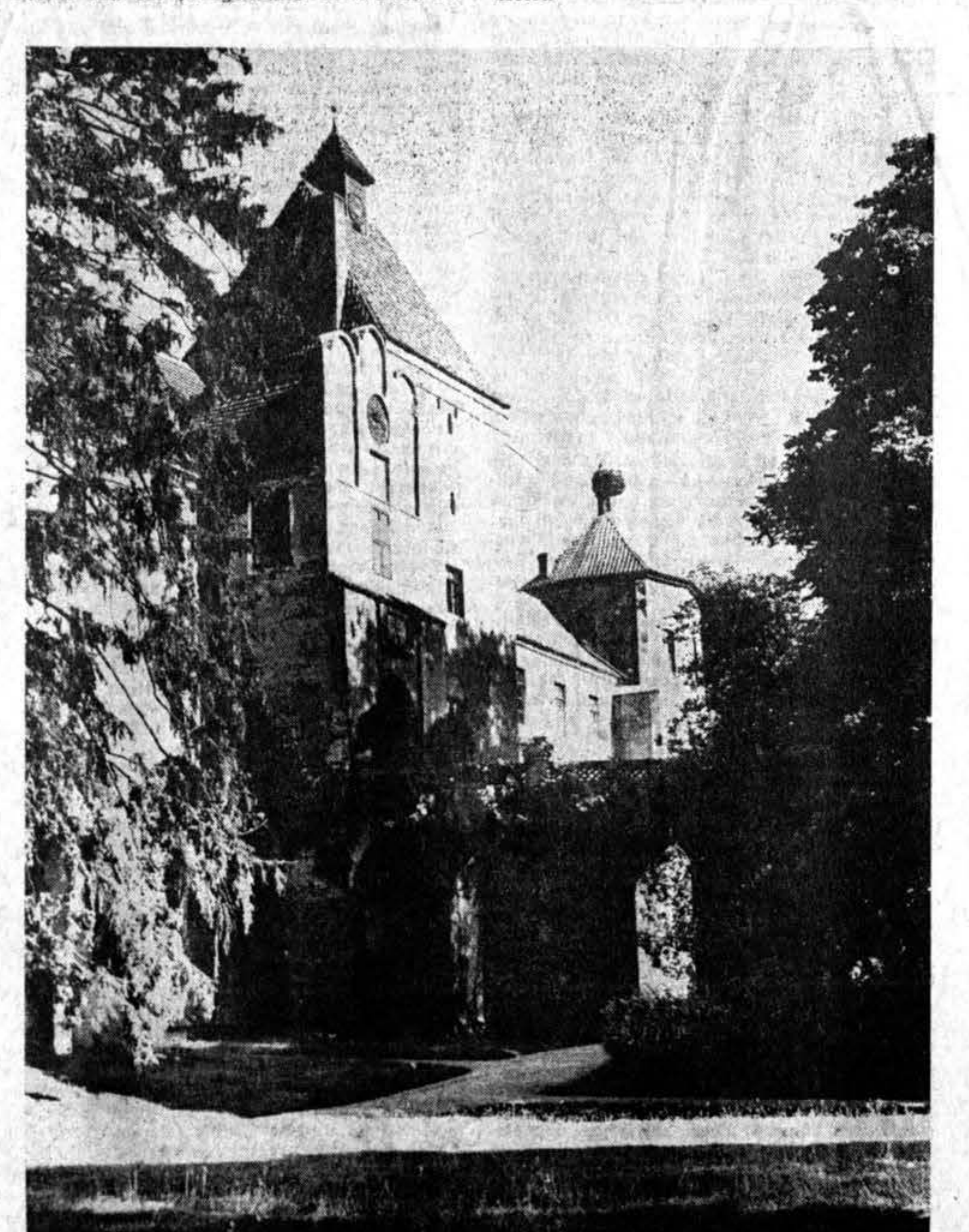
Die finanziellen Mittel und Möglichkeiten der örtlichen Behörden bezeichnet M. Wisniewski als „lächerlich gering". In diesem Jahr beispielsweise stünden Baukredite in Höhe von 200 000 Zloty und für laufende Renovierungsarbeiten Kredite in Höhe von 147 000 Zloty zur Verfügung. Für einen solchen Betrag aber könne man vielleicht zwei, höchstens drei Häuser „retten".

Im Jahre 1957 sei „einem hellen Schlaglicht am Horizont gleich" die Hoffnung auf die Wiedererrichtung des einstigen Montage-Betriebes für Landmaschinen — der im Kriege nur unerheblich gelitten habe — aufgeblitzt. Diese Hoffnung habe sich aber bald wieder zerschlagen. Heute spreche niemand mehr von einer solchen Möglichkeit.

Ein Gesprächspartner des polnischen Berichterstatters beklagte sich bitter darüber, daß es in Bischofswerder noch nicht einmal ein Kino gebe und die Ortsjugend deshalb darauf angewiesen sei, im Gasthaus zweifelhafte Ausspannung und Unterhaltung zu suchen. Als noch unangenehmer empfindet der Autor jedoch das Fehlen einer Apotheke; ja, es gibt in Bischofswerder heute — im Gegensatz zu vielen Dorfgemeinden — nicht einmal eine Auslieferungsstelle für wichtige Medikamente. Was das für ein „von der Außenwelt so gut wie abgeschnittenes" Städtchen bedeutet, wird noch durch den Hinweis darauf unterstrichen, daß Bischofswerder nicht einmal an das Omnibus-Liniennetz zwischen Thorn und Deutsch-Eylau angeschlossen ist.

Es gab einst in Bischofswerder ein katholisches und ein evangelisches Gotteshaus. Da die katholische Kirche infolge von Kriegszerstörungen unbenutzbar wurde, übernahm die katholische Gemeinde das evangelische Gotteshaus. Anfang 1959 kam ein Teil der Einwohnerschaft auf die Idee, die teilzerstörte Kirche in ein Kino umzuwandeln. Eine entsprechende Eingabe wurde nach Allenstein gerichtet, jedoch verhinderten Proteste aus evangelischen Bevölkerungskreisen die Verwirklichung dieses Planes.

Der polnische Bericht schließt mit der Feststellung, daß weder mit staatlichen, noch aus Mitteln der Bevölkerung nach Kriegsende auch nur ein einziges Haus in Bischofswerder neu errichtet worden sei. Dem Verfasser bleibt nichts, als die Hoffnung auszusprechen, daß er bei einem Besuch im nächsten Jahr über einige Wandlungen zum Positiven hin werde berichten können — eine Hoffnung, für die jedoch die sehr skeptisch gehaltene Reportage des „Glos Olsztynski" nicht die geringste Handhabe bietet.



Schöne Heimat — *In romantischer Verträumtheit liegt das alte Ordensschloß Schönburg/Westpr. inmitten eines Parks mit jahrhunderte altem Baumbestand.* Foto: Löhrich

„Unland" soll „aufgeforstet" werden

Einem Bericht der „Trybuna Ludu" zufolge umfaßt das „zur Aufforstung geeignete Unland" in der Volksrepublik Polen — also einschließlich der polnisch verwalteten deutschen Ostgebiete — gegenwärtig rd. 1 Million Hektar. Dabei soll es sich um „Dünen, Flugsandböden und feuchte Böden" sowie um „anderes Land, das überhaupt keinen wirtschaftlichen Nutzen erbringt", handeln. Das Warschauer Ministerium für Forstwirtschaft will bis 1969 400 000 Hektar dieses „Unlands" „aufforsten". Des weiteren sollen auch die Bauern zur „Aufforstung" verpflichtet werden und entsprechende Steuervergünstigungen dafür erhalten.

Korschen als Dorfgemeinde

Das Arbeiterstädtchen Korschen/Ostpreußen vegetiert als Landgemeinde dahin, obwohl seine polnischen Verwaltungsbehörden wiederholt Anträge auf die Zuerkennung von Stadtrechten gestellt haben. Die Versorgung der Geschäfte mit Artikeln des täglichen Bedarfs und mit Lebensmitteln ist dementsprechend außerordentlich schlecht; ein großer Teil der Einwohnerschaft ist ständig nach Allenstein unterwegs, um dort einzukaufen. Auch das Bauwesen ist in Korschen bisher völlig vernachlässigt worden; die ersten 140 Wohnräume sollen, so lautet eine Planung, in den Jahren 1961/62 entstehen.

Aufschlußreiche exilpolnische Analyse

Politische Kreise des polnischen Exils sind auf Grund einer eingehenden Analyse der gegenwärtigen internationalen Lage zu dem Ergebnis gekommen, daß mit einem Eintreten Washingtons für die Oder-Neiße-„Grenze" nicht zu rechnen ist. Zugleich aber gelangte man zu dem Schluß, daß die amerikanische Politik angesichts der bevorstehenden Begegnungen Eisenhowers mit Chruschtschow auch alles tun werde, um eine Stellungnahme gegen die Oder-Neiße-Linie zu vermeiden. Bei dieser Analyse haben offenbar Berichte über das Verhalten des amerikanischen Vizepräsidenten Nixon bei seinem Besuch in Warschau eine große Rolle gespielt, in denen vermerkt worden ist, daß Nixon trotz entsprechender Versuche der führenden polnischen Politiker nicht zu bewegen war, irgendeine Handlung vorzunehmen — also beispielsweise nach Stettin oder Danzig zu reisen —, die als eine Befürwortung der polnischen Ansprüche hätte ausgelegt werden können. Des weiteren hat Nixon auch keine Erklärung abgegeben, die in diesem Sinne hätte interpretiert werden können, während er andererseits auch vermieden hat, seinen Gastgebern gegenüber für die deutschen Rechtsansprüche einzutreten.

Die gut unterrichtete exilpolnische Zeitung „Wiadomosci" faßt das Ergebnis dieser Untersuchungen dahingehend zusammen, daß „kein amerikanisches Interesse an einer Bekräftigung der gegenwärtigen polnisch-deutschen Grenze an der Oder und Neiße besteht", während andererseits kein Grund für die Befürchtung gegeben sei, daß „die Amerikaner zu Vorkämpfern des deutschen Revisionismus werden". „Wiadomosci" kommentiert dieses Untersuchungsergebnis dahingehend, daß „nur ein Wahnsinniger annehmen könnte, die amerikanische Regierung würde die westdeutschen Realitäten aufopfern" aus der bloßen Erwägung heraus, daß „die 100 Millionen Bewohner Ost-Mitteleuropas nicht verärgert werden" dürften. Denn — so betont „Wiadomosci" — es sei in Betracht zu halten, daß von jenen 100 Millionen „Ostmitteleuropäern" faktisch mehr als die Hälfte — nämlich Slowaken, Ukrainer, Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Letten, Esten, Litauer „und viele andere" — geradezu „ausgesprochen deutschfreundlich" seien. Es komme hinzu, daß auch die Amerikaner auf „ein freundliches Verhältnis der Westdeutschen zu ihnen„ größten Wert legten.

Straßen der Desorganisation

Wenn man auch feststellen könne, daß die Touristenwege quer durch Ostpreußen heute nicht mehr als „Straßen des großen Hungers" angesprochen werden dürften, so behalte doch andererseits der Begriff „Straßen der Desorganisation" nach wie vor seine Gültigkeit. Dies bemerkt ein polnischer Journalist in der Allensteiner Zeitung „Glos Olsztynski" nach einer Rundreise durch Masuren. Anhand zahlreicher Beispiele, die er „eine unvollständige Litanei" nennt, weist der Berichterstatter nach, daß von einer wirklichen Sorge um die Betreuung der Touristen und Erholungsuchenden in Ostpreußen allgemein kaum gesprochen werden könne. Es werde wohl seit Jahren überall über irgendwelche Dinge geklagt — zu praktischen Lösungen habe man sich aber bis heute nicht aufraffen können. Diese Klagen und die gleichzeitig mit ihnen zusammenhängende Passivität müsse als eine richtige „Krankheit" angesehen werden.

Auseinandersetzungen mit Touristen

In Liebemühl/Kreis Osterode kommt es — polnischen Pressemeldungen zufolge — täglich zu Auseinandersetzungen zwischen der Bevölkerung und durchreisenden Touristen. Die Gründe dafür liegen in der außerordentlich schlechten Versorgung des Ortes mit Brot und anderen Lebensmitteln. Die hungernden Urlauber streiten sich mit den Geschäftsleuten, die ihnen nichts oder nur sehr wenig anbieten können, die Geschäftsleute schimpfen auf die Behörden, die Liebemühl mit seinen 3600 Einwohnern den Status einer Landgemeinde zudiktiert haben, während in Wirklichkeit hier nur jede siebente Familie von der Landwirtschaft lebt, und die Bevölkerung wirft den Touristen vor, daß sie sich überhaupt in Liebemühl sehen lassen.

Vom Wesen der Heimat

Gedanken zum „Tag der Heimat" — Von Harald von Königswald

In den ersten Jahren nach der Vertreibung war es tröstlich an die Heimat zurückzudenken. Und es war einfach. Heimat war alles, was man hatte zurücklassen müssen, war Gutes und Schlechtes, Gleichgültiges und Heißgeliebtes, Unbeachtetes und Unentbehrliches durcheinandergemischt, aber wohl bei allen Vertriebenen überwog das Gute in der Erinnerung und leuchtete warm und verklärend in das graue Elend der Vertreibung, überstrahlte die Öde des Flüchtlingslagers, der Notunterkunft, das Unverständnis der Menschen, denen man draußen begegnete.

Heimat, das war für den einen das eigene, von den Vätern ererbte Haus, für den andern der selbstaufgebaute Beruf, war für den einen klirrende Winterkälte der östlichen Ebene, Schnee und Sommer, der Wechsel der Jahreszeiten, Weihnachtssitte und Osterbrauch, die Landschaft und der weite Himmel, für den anderen die Erinnerung an eine knarrende Treppe der Kindheit, ein Stubengeruch, eine längst vergangene Gebärde. Für den einen ist Heimat Altüberkommenes, Verantwortung, Verpflichtung, für wieder andere: daß man zum Kohlenhändler ging und sagte: ich brauche Kohlen. Und der Kohlenhändler fragte: so wie immer? Man sagte ja. Er fragte nicht nach Namen und Adresse, aber am nächsten Tag waren die Kohlen da. Und der Bäcker grüßte, wenn man an seinem Laden vorüberging, die Gemüsefrau — man kannte so viele, war so vielen bekannt, man wußte etwas von vergangenen Dingen, Schicksalen, Glück- und Unglücksfällen, alles war vertraut, war heimatlich — das Paradies, aus dem man vertrieben war. Das Neue aber war kalt, undurchschaubar: Vertriebenenelend, Fremdheit...

Aber wann war es, daß das Glänzen in der Erinnerung an die Heimat langsam rückte? O nein, man vergaß die Heimat deswegen nicht. Die Erinnerung blieb, aber die Erinnerung wärmte nicht mehr so, wie sie früher gewärmt hatte. War es, als man endlich eine Wohnung bekam? Als der Beruf einem wieder Freude machte? Als die Kinder Spielgefährten mit ins Haus brachten und sie kamen ganz wo anders her? Vielleicht waren auch sie vertrieben, aber sie waren nicht aus der alten, der eigenen Heimat. War es, daß man selbst wieder anfing, Wurzel zu fassen? Und der fremde Bäcker grüßte auch wieder, wenn man an seinem Laden vorüber ging. Oder war es, daß die Hoffnung immer müder wurde, je wieder in die alte Heimat zurückkehren zu können? Was in den ersten Jahren nach der Vertreibung getröstet hatte, war das unzerstörte Bild der Heimat gewesen. Allmählich sickert die Vorstellung von Trümmern in das Bewußtsein und krallt sich immer fester. Es ist etwas endgültig vorbei, endgültig zerstört. Das Bewußtsein der Wirklichkeit überwuchert die Erinnerung.

Man ist mit einem Handkoffer gekommen, vielleicht mit noch weniger. Aber sollte man jetzt in die alte Heimat zurück, so würde sich schon wieder ein Berg von Gepäckstücken türmen — ganz zu schweigen von den neuen Möbeln, die man gekauft hat, von den neuen Möglichkeiten, im Beruf weiterzukommen — weiter als man in der Heimat war (man ist ja schließlich auch älter geworden). Soll man das alles aufgeben, um noch einmal neu anzufangen?

Und die Kinder? Sie wachsen in Berufe und Freundschaften hinein. Das Bild der alten Heimat wird ihnen blaß und blasser. Haben sie nicht längst hier Heimat gefunden, so wie dort drüben — hinter den sieben Bergen, wie es im Märchen heißt — die Heimat der Eltern ist? Müssen die Kinder dieselbe Heimat haben wie ihre Eltern? Ist Heimat vererbbar? Oder ist Heimat nicht doch vor allem ein den Menschen prägendes Erlebnis, das ihm hilfreich sein will, sich ins Leben zu finden, ein wunderbares Geschenk, aber gebunden an den Ort, an dem Heimat erlebt wird?

Manchmal greift die alte Heimat oder vielleicht ihr Phantom noch einmal in das Neue hinüber: Heimattreffen, Menschen der alten Heimat. Und man sieht den Bäcker und Schuster wieder, hört den Bürgermeister von zu Hause sprechen. Sie grüßen. Man redet von alten Zeiten. Das Herz geht einem dabei auf. Doch gleich darauf zerrinnt alles wieder. Der Bäcker wohnt in einer anderen Stadt. Man kann beim besten Willen nicht mehr bei ihm kaufen. Der Schuster hat seinen Beruf aufgegeben und arbeitet in einer Fabrik — nein, man kann wohl von der Vergangenheit sprechen, aber wiederherstellen läßt sie sich nicht.

Plötzlich wird vom Recht auf Heimat gesprochen. Aber was ist jetzt Heimat? Gewiß ist, daß es in unserer Sprache keine Mehrzahl für den Begriff Heimat gibt. Man kann eine zweite Heimat gewinnen — ja, vielleicht — aber das schließt den Verzicht auf die erste Heimat mit ein. Heimat ist nur einmal. Und so einfach, so tröstlich — und oft auch so bitterschwer es war, in den ersten Jahren nach der Vertreibung an die Heimat zu denken — so unmöglich ist es, genau und gültig zu sagen, was Heimat ist, denn was in unserer Sprache nur als Einzahl möglich ist, ist in Wahrheit eine Vielzahl von Empfindungen, Gefühlen, Ansprüchen, Vorstellungen: so vielfältig und so verschieden wie die Menschen, die das Wort Heimat sprechen: Besitz, Verantwortung, Gebundenheit auf der einen Seite, Gelöstheit, Freiheit auf der anderen. Ein lebendiges Ganzes, das bleibt, auch wenn es sich wandelt, oder ein starres Erinnerungsbild aus frühester Kindheit, das sich notwendigerweise entfremden muß, wenn aus einem Acker ein Fabrikgelände wird, aus einem Dorf eine Stadt, wenn die Menschen sterben, die in dem Kind das Heimatgefühl prägten.

Was ist das Recht auf Heimat, da doch die industrielle Gegenwart so kräftig und rücksichtslos an den Menschen zerrt, um sie loszureißen von dem Gewachsenen, sie hierhin und dorthin werfen zu können, wo es gerade vorteilhaft erscheint, so daß es in unserer Zeit wohl mehr heimatfremde als heimatgebundene Menschen gibt?

Ist das Recht auf Heimat nur ein Überbleibsel der alten Generation und muß mit ihr vergehen? Und wieder stellt sich die Frage: ist das Recht auf Heimat von den Eltern auf die Kinder vererbbar? Wo entsteht und wie erwirbt man solches Recht? Haben es die Kinder der Polen, die in den deutschen Ostgebieten geboren werden — und die Kinder der Heimatvertriebenen haben es nicht mehr?

Die Juristen gebrauchen mancherlei Formeln: Naturrecht, Menschenrecht, vorkonstitutionelles Recht, kodifizierbares oder nicht kodifizierbares Recht. Von den Theologen sagen die einen: ein Recht auf Heimat ist dem Menschen von Gott ebensowenig gegeben wie das Recht auf Leben. Beides kommt allein aus göttlicher Gnade und Gott kann es jederzeit nehmen. Und die andern sagen: gerade weil Gott die Heimat in seiner Gnade in das Leben des Menschen schenkte, ist es Aufgabe und Recht, dieses Gnadengeschenk zu schützen und zu erhalten und bitteres Unrecht ist es, den Menschen gewaltsam aus seiner Heimat zu vertreiben. Das Rätsel löst sich nicht.

Diejenigen Deutschen, die bei Kriegsende nicht aus den deutschen Ostgebieten gewaltsam vertrieben wurden, verlassen freiwillig nach zehn und mehr bitteren Jahren das, was die Heimatvertriebenen als verlorene Heimat betrauern, und das was den Vertriebenen zunächst als Fremde erschien, empfinden sie als Heimat, in die sie kommen und in der sie hoffen, Geborgenheit zu finden; denn die Heimat drüben ist ihnen in den Jahren des Elends, der Rechtlosigkeit und Unfreiheit gestorben.

Vielleicht ist Geborgenheit die eigentliche und wesentliche Zuordnung zu dem, was Heimat ist. Heimat wird aus der Geborgenheit, in der sich die Wesenskräfte des Menschen frei entfalten dürfen. Weil diese Entfaltung im jungen Menschen beginnt, wird Heimat oft als Kindheitserlebnis empfunden — aber das muß nicht sein: Solange ein Menschenleben fähig ist, sich in einem ihn schützend umgebenden Raum seinem Wesen gemäß zu entfalten, wird Heimat in ihm mächtig werden, die erste, die zweite, die dritte Heimat vielleicht, vielleicht gar nicht nur an die räumliche Umgebung gebunden, sondern hineingestellt in eine geistige Landschaft. Wenn dem nicht so wäre, müßten dann nicht die meisten jungen Mädchen mit ihrer Heirat heimatlos werden, wenn ihr Mann sie in eine andere Umgebung holt? Und doch ist gerade das Gegenteil der Fall, gerade dann beginnen sie ja ihr Wesen in ihrer eigentlichen Bestimmung zu entfalten, schaffen Heimat und geben die Erkenntnismöglichkeit der Heimat ihren Kindern weiter.

Voraussetzung zur Bildung des Heimatbewußtseins ist der schützende Raum, in dem sich die Entfaltung des Individuums vollziehen darf, sei dieser Raum so weit gesteckt wie eine Landschaft oder so eng begrenzt wie eine einzige Straße in der Großstadt. Es ist ein Stück Freiheit, das Bindung erwirken will, weil Freiheit ohne Bindung nicht das erwirken kann, was Freiheit im Eigentlichen sein muß: Verantwortung. Ein Kind, das ohne Geborgenheit aufwachsen muß, findet auch keine Heimat. Freiheit ohne Bindung macht heimatlos, aber von innen her wachsende, nicht nur von außen her auferlegte Verantwortung schafft Heimat.

Vielleicht kommt die theologische Auffassung der Wirklichkeit der Heimat am nächsten, die in ihr ein Gnadengeschenk sieht, hineingegeben in das Leben des einzelnen Menschen, ohne das daraus ein Recht erwüchse, dieses Geschenk für jeden fordern zu können. In diesem Sinn gibt es kein Recht auf Heimat und viele Tausende werden nie das Glück einer heimatschaffenden Bindung in ihrem Leben erfahren. Weil aber auch für diejenigen, die es empfangen, dieses Gnadengeschenk eines schützenden Raumes bedarf, um als Kraft in das Leben eines Menschen hineinzuwachsen, wird man wohl folgern dürfen, daß es zu den Aufgaben eines Staates gehört, seinen Bürgern die Möglichkeit eines solchen geschützten und schützenden Raumes zu schaffen und zu erhalten, um dem Einzelnen die größte Weite seiner Entfaltungsmöglichkeit zu sichern. Dem Staat gegenüber wird also der Einzelne auf ein Recht pochen dürfen, daß es ihm möglich machen soll, das Gnadengeschenk Heimat in sein Leben pflanzen zu können. Der Staat wiederum wird anderen Staaten gegenüber dieses Recht seiner Bürger auf Heimat zu vertreten haben, wenn sie es streitig machen. Das so formulierte Recht auf Heimat wird zum politischen Argument und es gehört wohl zu den unaufgebbaren Gesetzen, die den Lebensraum eines Volkes bestimmen. Das Erlebnis der Heimat selbst aber liegt auf einer anderen Ebene, ganz im Persönlichen und vielleicht weiß vor allem der etwas von der Köstlichkeit der Heimatbindung zu sagen, dem die Heimat mit Gewalt im politischen Kampf zerschlagen wurde: der Emigrant, der Flüchtling, der Vertriebene.

Entnommen der Broschüre „Tag der Heimat 1959", hrgg. vom Arbeits- und Sozialminister des Landes Nordrhein-Westfalen.

Kurzmeldungen aus der Heimat

Deutsche Forscher in Allenstein

Deutsche Forscher waren kürzlich im Staatlichen Archiv in Allenstein, im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens, zu Gast. Die Marburger Historiker Dr. Richard Breyer vom Herder-Institut und Prof. Dr. P. Scheibert vom Institut für osteuropäische Geschichte an der Universität Marbung, hatten Gelegenheit, mit polnischen Historikern fachliche Gespräche zu führen.

Kartoffelkäferplage auch in Ostpreußen

Die Kartoffelkäferplage bedroht — wie auch in der Bundesrepublik — die Landwirtschaft im polnisch verwalteten Ostpreußen. Im Bereich des Verwaltungsbezirkes Allenstein wurden bei der bisherigen ersten Überprüfung 790 Brutherde festgestellt.

Nur 325 private Kraftfahrzeuge

Das von der polnischen Verwaltung zum Regierungszentrum für das südliche Ostpreußen erhobene Allenstein besitzt zur Zeit 325 private Kraftfahrzeuge, in dieser Zahl sind auch die ältesten im Verkehr befindlichen Wagen vom Baujahr 1928 enthalten.

Leichtbauplatten gegen Wohnungsnot

Vorgefertigte Leichtbauplatten werden zum ersten Male bei einem Versuchsbau in Wormditt verwendet. Die in Ostpreußen befindliche polnische Verwaltung hofft auf diese Weise, der durch die zehnjährige Vernachlässigung bedingten Wohnungsnot schneller beikommen zu können.

Affenspaß in Allenstein

Eine Verkehrsstockung gab es kürzlich in Allenstein infolge einer riesigen Menschenansammlung, die sich über einen ausgerissenen Affen amüsierte. Das Tier konnte erst nach einigen vergeblichen Versuchen eingefangen werden.

Zu wenig Krankenhausbetten

Siebentausend Kranke konnten im Laufe eines Jahres in Allenstein nicht in Krankenhausbehandlung aufgenommen werden, da die Bettenzahl von der polnischen Verwaltung des Landes noch nicht auf einen normalen Stand gebracht werden konnte. Erst im Jahre 1967 ist mit dem Bau eines zusätzlichen Krankenhauses zu rechnen.

Verheerender Hagelschlag

Ein verheerender Hagelschlag ging über 81 Ortschaften des polnisch verwalteten Ostpreußen nieder. Es wurden etwa 1500 Bauernhöfe betroffen. Der größte Schaden wird aus dem Kreise Sensburg gemeldet.

Panzer gegen Waldbrand

Bei den kürzlich gemeldeten großen Waldbränden in der Gegend von Bromberg mußten zur Bekämpfung auch Panzer eingesetzt werden. Dies meldet die polnische Presse aus Ostpreußen. Bei der Brandbkämpfung sind insgesamt etwa 10 000 Menschen eingesetzt worden.

OSTPREUSSEN-WARTE

Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen

Schriftleitung: E. Knobloch Verlag: Eichland-Verlag Göttingen Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger Braunschweig

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine mbH. Göttingen Maschmühlenweg 8/10

Ausgabe Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl. 9 Pfg Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. In Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10.

Deutsch-Eylau 1959

„Man schafft Visionen — und vergißt die Gegenwart..."

Gewisse Vorgänge in Deutsch-Eylau haben eine heftige Kritik polnischer Zeitungen hervorgerufen. Anlaß dieser Kritik sind die kürzlich veröffentlichten Pläne eines polnischen Architekten für Eylau: „So phantastische, visionöre Pläne", bemerkt die Zeitung „Glos Olsztynski", das man nur lächeln oder den Kopf schütteln könne.

Diese Pläne sehen u.a. die Errichtung einer modernen Badeanstalt, eines Sportplatzes, romantischer Hängebrücken, herrlicher Sommerhäuser und eines Landeplatzes für Hubschrauber vor. Nach der Herkunft der Mittel dieser Pläne befragt, erklärten die örtlichen Befürworter dieser Visionen, daß man Photokopien „im ganzen Lande versenden und alle größeren Betriebe ansprechen" wolle, an dem Aufbauvorhaben teilzunehmen.

Dieser Plan einer „touristischen Kommune" werde — wie der Kritiker Sensmecki bemerkt — nur durch den Umstand beträchtlich getrübt, daß man die Gegenwart über den Visionen vergessen" zu haben scheine. Man habe bis heute in Eylau nämlich nicht einmal das verwirklicht, was sich ohne größere Kosten bewerkstelligen ließ: beispielsweise die Errichtung einer Milchbar, die Beschaffung und Ausgabe von Leihbooten oder auch nur die Durchführung einer entsprechenden Reklame für die touristischen Schönheiten in Eylaus Umgebung — ganz zu schweigen von Orientierungstafeln, Wegweisern und ähnlichen anderswo selbstverständlichen Einrichtungen. Wörtlich: „Man hat einfach vergessen, daß die Entwicklung der Touristik außer Investitionen auch gewisse Vorbereitungen erfordert..." Es gebe also vorerst für Touristen nur eine Alternative: entweder man belade sich beim Aufbruch nach Eylau mit allen nur erdenklichen Artikeln für den täglichen Gebrauch — angefangen bei Trinkgefäßen und Flaschen, die in den Eylauer Lokalen zu den Mangelwaren gehören — bis zum Klappstuhl und Boot, oder man verzichte auf die Reis in dieser Richtung.

PRESSESPIEGEL

Chancen verspielt?

„Es drängt sich mehr denn je die Frage auf, ob es in dieser Situation nicht richtig wäre, aus den Fehlern der bisherigen Politik die Lehren zu ziehen und stärker als bisher mit eigenen Ideen aufzuwarten. Ob es nicht an der Zeit wäre, endlich auch auf einen Ausgleich — wir wagen noch gar nicht von Versöhnung zu sprechen — mit Polen hinzuarbeiten? Auf Anhieb wird dieser Ausgleich nicht gelingen, weil zu viele Steine den Weg versperren. Es werden mehrere Anläufe und viel guter Wille auf beiden Seiten nötig sein.

Einer dieser Anläufe hätte das Angebot der Bundesregierung an Warschau und Prag sein können, einen Nichtangriffspakt abzuschließen. Obwohl Außenminister von Brentano sich dafür eingesetzt hat, konnten sich der Bundeskanzler und die Führungen der ostdeutschen Landsmannschaften dafür nicht erwärmen. Man fragt sich, wie läßt sich das mit der grundsätzlichen Einstellung, die deutschen Ostgebiete nicht gewaltsam zurückzugewinnen, in Einklang bringen? Man muß sich weiter fragen, ob ein Regierungschef, der einen Nichtangriffspakt ablehnt, logischerweise auf die Möglichkeit eines Angriffs nicht verzichtet?

Auf jeden Fall hat man mit diesem Verhalten zweierlei erreicht: einmal, daß die mißtrauischen Polen (die trotz Hitlers Nichtangriffspakt 1939 überfallen wurden) jetzt vermutlich ein solches Angebot wegen zu großen Mißtrauens ablehnen würden; und zweitens, daß jene Kreise in Osteuropa über neue Munition verfügen, die Westdeutschland als den „Hort des Revanchismus" bezeichnen.

Diese Chance, aller Welt zu zeigen, daß wir nicht nur in Worten, sondern auch in Taten friedliebend sind, scheint verspielt."

„Ostd. Heimatbote", Bielefeld

Nur der Wille zur Wiedervereinigung entscheidet

„Es gibt dann noch ein Argument, daß nicht juristischer Art ist, aber sämtliche juristischen Wenn und Aber in die Flucht schlägt:

Der deutsche Wille zur Wiedervereinigung ist nicht erloschen, sondern nur durch die Umstände gehemmt. Wenn erst einmal die Wiedervereinigung in greifbare Nähe rückte — und dies wäre der Fall bei Verhandlungen über den Friedensvertrag oder nach dem Zustandekommen einer Konföderation —, würde dieser Wille alle ihm heute auferlegten Fesseln brechen, und wie an der Saar, nur mit noch viel größerer Gewalt, würde sich das Gemeinsame durchsetzen und alles Trennende hinwegfegen. Keine Macht würde den Wiedervereinigungsprozeß aufhalten können, und keine Macht hätte Grund, dies zu wollen, denn was heute noch problematisch erscheint: die zukünftige Außenpolitik des wiedervereinigten Deutschland, das würde in einer einzigen, großen Kundgebung des Volkes seine Lösung finden: Einhellig würde Deutschland sich für die Neutralität zwischen den beiden großen Blöcken erklären. So mancher CDU-Mann, der derartige Ueberlegungen heute noch von sich weist, würde mit Freuden dabei sein und „das eigentlich immer gewollt" haben, und wohl auch mancher Unentwegte der SED. Wie war es doch an der Saar?!

Mit einer solchen Entwicklung wäre so bestimmt zu rechnen, daß man sich über den Vorschlag eines gesamtdeutschen Ausschusses oder einer Konföderation zwecks Abschlusses eines gemeinsamen Friedensvertrages eigentlich wundern muß. Der Vorschlag könnte im Westen, nicht im Osten entstanden sein. Wenn Grotewohl und Genossen, die diese Vorschläge verkündet haben, tatsächlich die Wiedervereinigung nicht oder nur in Form der Bolschewisierung Deutschlands gewollt haben sollten, wie man bei uns unterstellt, hätten sie dieselbe Unvorsichtigkeit begangen wie Frankreich (und die Gruppe Adenauer — Brentano) seinerzeit mit dem Saarstatut. Es gäbe dann nur eine Erklärung: Sie könnten derartige praktisch-politisch wie völkerrechtlich gangbare Vorschläge nur deshalb gemacht haben, weil sie wissen, daß Bonn auf alle Fälle nein sagt. (Und um auch jetzt nein sagen zu können, führt man sogar den Scheinnachweis der juristischen Unmöglichkeit!)

Im übrigen ist die deutsche Frage vor allem eine politische und erst in zweiter Linie eine völkerrechtliche Frage. Das deutsche Volk braucht seinen Willen zur Wiedervereinigung nur durchzusetzen — der völkerrechtliche Rahmen dazu wird nachher schon gefunden werden."

„Neue Politik", Hamburg

Politik der Schein-Feindschaft

„Seit 1955 ist die Politik der Westmächte, vor allem Amerikas, unlogisch gewesen: man wußte ganz genau, daß von damals an der Krieg als Revisionsmittel unmöglich war. Aber man führte eine Politik, wie wenn das nicht der Fall wäre. Man wußte genau, daß es keine Möglichkeit mehr gab, durch Gewaltanwendung irgendwelcher Art das Ergebnis des Zweiten Weltkrieges rückgängig zu machen oder zu ändern. Aber man wollte aus dieser Erkenntnis nicht die Konsequenz ziehen, von nun an nur noch andere Mittel der Politik zu verwenden als die Drohung mit der Gewalt. Man wählte den unfruchtbaren und sterilen Weg, Feindschaft gegen die Sowjetunion zu markieren, ohne aber diese Schein-Feindschaft in Taten umsetzen zu wollen oder es nur zu können. Damit brachten sich die Westmächte um alle denkbaren und möglichen Früchte einer vernünftigen Politik: sowohl um die denkbaren Früchte der Gewaltanwendung wie um die ebenfalls möglichen Früchte einer Verständigung mit der Sowjetunion. Es war eine ohnmächtige Politik des ‚als ob', die ihre Argumente zumeist aus dem untauglichen und primitiven Anti-Kommunismus von 1918 bezog und die nicht nur zutiefst unaufrichtig, sondern auch absolut gedankenlos war. Unaufrichtig deshalb, weil der Stalinsche Kommunismus von 1952 genau der gleiche war, mit dem man sich 1941 gegen Deutschland verbündet hatte."

„Die Tat", Zürich

Die Brachlandbezirke in Nord-Ostpreußen

Aus Berichten deutscher Rückkehrer und sowjetischer Sender

Nach den vielfältigen Meldungen der polnischen Presse über die großen Brachlandflächen im südlichen Ostpreußen erscheint es an der Zeit, sich auch einmal über die Brachlandbezirke im sowjetischen Verwaltungsteil dieser Provinz zu informieren. Da keine Zeitungen aus diesem Gebiet zu erhalten sind, waren wir bei unseren Ermittlungen auf die Berichte deutscher Rückkehrer und der Radiostation Königsberg sowie der anderen sowjetbaltischen Sender angewiesen. Die besten Nachrichten waren von solchen Rückkehrern aus dem Memelland zu erhalten, die in der Zeit vor ihrer Heimkehr Teile des nördlichen Ostpreußens gesehen hatten.

Daß den Sowjets selbst die gewaltige Verringerung des einstmals landwirtschaftlichen Bodens Sorge macht, beweist eine Sendung von Radio Königsberg Ende Juli. In diesem Bericht beschäftigte man sich mit dem Agrargebiet zwischen den Flüssen Omet und Alle. Es handelt sich dabei um das vor dem Allenburger Mündungsgebiet gelegene Dreick Gerdauen-Großscheunau-Allenburg. Der Sprecher des Senders beklagte sich darüber, daß in diesem Gebiet die Zahl der Kolchosen verringert worden sei. Heute gebe es dort nur noch einen großen Betrieb, und zwar die Groß-Kollektive Böttchersdorf. Es sei aber unmöglich, daß dieser eine Betrieb alle Ländereien zwischen der Grenze und den beiden Flüssen (bis zu ihrem Zusammenfluß) bewirtschafte. In Königsberg habe man festgestellt, daß diese eine Kolchose zur Bewirtschaftung von 40 v. H. der ihr übertragenen Flächen weder über Arbeitskräfte noch über landwirtschaftliche Maschinen bzw. Pferde und Vieh verfüge! „Die Rechnung ist deshalb sehr einfach", erklärte der Sprecher, „denn sie besagt, daß 40 v. H. des dortigen Kulturlandes verunkrauten und der ‚Nutzung entzogen werden."

„Aus anderen Sendungen kann entnommen werden, daß dieses Gebiet sehr unter Abwanderungen zu leiden gehabt hat und daß es auf diese Weise zur Schließung der Kolchosen in Wohnsdorf, Allenau und Schakenhof gekommen ist. Vor allem die Nähe der Grenze nach Süd-Ostpreußen scheint die Zivilisten fortgetrieben zu haben.

Vom Vorhandensein eines gänzlich unbesiedelten Bezirkes geben übereinstimmend zwei Umsiedler-Berichte Aufschluß. Es handelt sich dabei um einen Landstrich nördlich von Gumbinnen. In seinem Bereich liegen die Ortschaften Mallwischken (Mallwen), Pelleningken (Strigengrund), Gerwischkehmen (Gerwen) und Kussen. Dort ist es nie zu einer richtigen russischen Ansiedlung gekommen. Die ersten Siedler wurden dadurch vertrieben, daß in nächster Nähe bei Pillkallen (Schloßberg) ein Truppenübungsplatz entstand, der zeitweise in das genannte Gebiet ausgeweitet wurde. Als man diese Maßnahme rückgängig machte, war es bereits zu spät. Die ersten Siedler kamen nicht wieder, und neue wanderten schon bald nach der Ankunft wieder ab. Die Behörden hatten nämlich nur die üblichen Kredite zur Verfügung gestellt — aber nicht bedacht, daß in den schwer mitgenommenen Dörfern erhöhte Zuschüsse notwendig waren. Heute ist das dortige Kulturland zumeist Wald geworden.

Das sich nordöstlich von Insterburg hinziehende Waldgebiet hat sich entsprechend vergrößert. Auch Äcker, die weit vom nächsten Forst entfernt sind, sind heute Wald geworden: sie haben sich von allein angeschont! Die lokale Verwaltung hat die Re-Kultivierung dieses Gebietes aufgegeben, weil diese Arbeiten zwangsläufig mit dem Roden des Waldes verknüpft sind und man dazu keine Siedler findet. Die in letzter Zeit nach Nord-Ostpreußen gekommenen Russen haben fast alle in der UdSSR Arbeitsverträge mit ostpreußischen Kolchosen abgeschlossen, die dort Werbebüros unterhalten. Auch Arbeitsverpflichtungen helfen nicht, da bestehende Kollektivwirtschaften in der Praxis Abwerbung treiben dürfen. Es versteht sich, daß neu ins Land gekommene Russen keine Kolonisierungsarbeit leisten wollen und sich lieber von einigermassen intakt befindlichen Agrarbetrieben abwerben lassen.

Auch unweit Königsbergs sich ein großer Brachlandbezirk. Und zwar betrifft er die weitere Umgebung des Zehlau-Bruches südwestlich von Tapiau. In der Nachkriegszeit ist hier durch Vernachlässigung dieser Bruch erheblich angewachsen. Heute findet sich außerdem in der Umgebung des Bruches ein breiter Brachlandgürtel, der bis Groß-Lindenau im Norden, Fuchsberg im Westen, Stockheim im Süden und Groß-Engelau im Osten reicht. Eine Kommission aus Königsberg stellte hier außerdem durch Überschwemmungen der Flüsse hervorgerufene Unlandbildungen fest. Wiesen sind versauert und Äcker schon lange Zeit überschwemmt. Die Fachleute errechneten, daß zur Wiederherstellung des alten Zustandes Summen aufgewendet werden müssen, mit denen sonst zwei Landkreise als Zuschüsse für fünf Jahre auskommen! An dieser Bemerkung mag man ersehen, wie sehr auch hier die Vernachlässigung fortgeschritten ist.

In Königsberg hat man sich entschlossen, erst einmal in Klein-Schönau (an der Kleinbahnlinie Tapiau—Friedland) ein Staatsgut einzurichten. Das soll versuchen, Erfahrungen bei der Re-Kultivierung einer kleineren Fläche zu sammeln. Außerdem will die Armee die Patenschaft über die Flußregulierungs-Arbeiten übernehmen, um wenigstens das weitere Ausbreiten der Odlandzone zu verhindern.

Wie Rückkehrer berichten, wurden in letzter Zeit Stimmen in der sowjetischen Verwaltung laut, man müsse der Verwilderung großer Bezirke entgegenarbeiten. Nach der festen Abgrenzung der stationären Sperrbezirke für die drei Heeresteile lassen sich nämlich große Brachlandbezirke, die außerhalb dieser Militärgebiete liegen, nicht mehr mit militärischen Bedürfnissen entschuldigen. Selbst in Moskau drängt man darauf, das bearbeitungsfähige Kulturland endlich wieder voll zu nutzen. Offensichtlich ist man es in Moskau leid, so viel Nahrungsmittel wie bisher nach Ostpreußen zu liefern. Hat doch diese Provinz nicht die geplante Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion verwirklicht, so daß es zu keiner Verringerung der Zulieferungen kommen konnte.

Radio Königsberg meldet denn auch auffallenderweise in der letzten Zeit, daß unter den Ansiedlern aus der Sowjetunion die Zahl der „Fachleute" wächst. Damit meint man gelernte Landwirte, die bisher nur selten nach Ostpreußen verpflichtet wurden. Die Siedlungskommissionen in der Sowjetunion stellen neuerdings höhere Ansprüche an die fachlichen Eigenschaften der für Ostpreußen vorgesehenen Menschen.

Wie notwendig das ist, ergibt sich aus dem Zustand des westlichen Teils von Natangen. Zwischen Wolittnick und Kukehnen wurden zwar vor zwei Jahren neue Siedler angesetzt, aber es handelte sich um viele junge Menschen, die noch keinerlei landwirtschaftliche Erfahrung besaßen. Die Folgen stellten sich bald ein. Die Kolchose Bladiau verwirtschaftete bis zum Frühjahr 1959 mehr als 1,2 Millionen Rubel, und in Ludwigsort meldete die Sowchose „Roter Stern" einen Verlust von 1,6 Millionen Rubel! Man hatte den Betrieben viel zu große Flächen zugewiesen. Zwar versuchte man alles zu bewirtschaften, aber das war einfach unmöglich. So wurde schließlich überall nur halbe Arbeit geleistet.

Zwischen Kukehnen und der Königsberger Autobahn lehnten es diesen Sommer die Traktoristen ab, Getreidefelder zu mähen: auf einen Getreidehalm kam ein halbes Dutzend Unkrauthalme oder Mohnblumen! Schließlich trieb man Vieh auf diese Felder, weil sich die Ernte einfach nicht lohnte. Die Streitkräfte erklärten sich, nachdem mehrere Hilferufe an sie ergangen waren, zu einem seltsamen Tausch bereit: sie entließen so viel gelernte Landwirte wie Siedler aus diesem Gebiet neu in die Truppe eintraten. Die örtlichen Behörden legten sich mächtig ins Zeug. Um die jungen Leute zum Eintritt in die Armee zu bewegen, wurden sie darunter Druck gesetzt, daß man ihnen erklärte, sie würden wegen der schlechten Bewirtschaftung zur Rechenschaft gezogen — es sei denn, sie meldeten sich zur Truppe. Natürlich wirkte das, und die Armee entließ die entsprechende Anzahl Bauern.

Hierdurch will man wenigstens die Voraussetzungen schaffen, um bis 1960 die übelsten Mißstände abzuschaffen und die Vorbereitungen für eine bessere Ernte im nächsten Jahr zu treffen. Es ist klar, daß solche Maßnahmen nur mit großen materiellen Verlusten durchzuführen sind. Die entlassenen Bauern finden kaum Ernteerträge von 1959 vor und müssen bis zum nächsten Jahr von Staats wegen unterhalten werden.

Auch im Memelland kennt man das Problem der brach liegenden Gebiete. Dort findet sich ein solcher Bezirk zwischen Koadjuthen und Stonischken. Hier sah die sowjetische Planung vor, die vielen einzelnen Gehöfte mit Kolchosbauern zu besetzen, die einer entfernten Zentrale unterstehen sollten (in dem fraglichen Gebiet gab es schon früher keine größeren Dörfer). Der Aufbau dieser Zentrale ließ aber auf sich warten. Als man sie endlich errichtet hatte, stellte sich heraus, daß die größte Zahl der verstreut lebenden Kolchosniken längst wieder abgewandert war — nachdem sie die Höfe abgebrochen hatten.

Damit war das Experiment mißlungen, die Kollektivwirtschaft in einem Bezirk von Einzelhöfen einzuführen. Für die Anlage von Dörfern aber fehlte jede Voraussetzung. So ist die großzügig geplante Kolchos-Zentrale heute Sitz einer kleinen Kollektivwirtschaft, der nur acht Bauern in der Umgebung angehören und die sich nicht einmal zu einem Dorf vergrößern kann. Im Memelland können wir daher am deutlichsten die Tendenz feststellen, den Dingen ihren Lauf zu lassen und die Brachlandgebiete nicht zu bewirtschaften. Man teilt das ehemalige Kulturland auf administrativem Wege den Forstämtern zu...

Wenden wir uns nun einem vor 1945 stark besiedelten Gebiet zu. Es ist das in der Mitte zwischen Tilsit und Insterburg gelegene Gebiet von Aulenbach (Aulowöhnen) und Umgebung. Die Dörfer Milchfeld im Norden, Warkau im Süden und Grünheide an der Eisenbahn im Osten begrenzte diesen Bezirk. In der russischen Planung für Nord-Ostpreußen wurde immer wieder betont, man werde hier Muster-Kolchosen und Muster-Staatsgüter (Sowchosen) einrichten. Wie aber sieht 1959 die Wirklichkeit aus? In Lindenhöhe trafen Reporter aus Königsberg auf einen Komplex von elf Gebäuden, die völlig leer stehen. Es handelt sich um aus Beton gefertigte Ställe, Scheunen, Silos, Wohnhäuser und Verwaltungsgebäude. Bis 1958 bestand hier ein staatliches Gut. Niemand vermag heute zu sagen, wer im vergangenen Jahr die Anweisung gegeben hat, die gesamte Gutsbelegschaft habe nach Rudau im Samland umzuziehen (was auch geschehen ist). Seitdem hat sich in Lindenhöhe keine Menschenseele mehr blicken lasen.

Jammervoll sieht es auch in Werfen aus. Die dortige Kolchose erlaubte sich einen Schildbürgerstreich sondergleichen: im März dieses Jahres gab sie bekannt, die Kolchosniken könnten an alten Gebäuden abreißen, was sie wollten. Man werde ihnen neue bauen. Sofort begann der große Abbruch, den die Bauern sehr gelegen kam, weil es an Brennmaterial fehlte und die Häuser Balken usw. hergaben. Im Mai ging es dann sogar an die Wohngebäude. Die Bauern zogen zusammen. Die Abbrucharbeiten gefielen ihnen so gut, weil sie auch das gewonnene Baumaterial unter der Hand gut verkaufen konnten. Sie vernachlässigten darüber sogar die Frühjahrsbestellung. Im Juni platzte dann die Bombe: der Kolchosleitung wurde mitgeteilt, leider ständen dieses Jahr doch noch nicht die Mittel und die Materialien zum völligen Neubau der „Muster"-Kolchose Werfen zur Verfügung! Nach dieser Unglücksbotschaft löste sich die Kolchose in wenigen Tagen auf. Die Bauern wanderten in andere ostpreußische Dörfer oder nach Rußland ab. Die Wohnverhältnisse waren so beengt geworden, daß ein noch längeres Zusammenrücken in den letzten Gebäuden unmöglich war. Heute gehört auch diese Ortschaft zu den menschenleeren Dörfern, die der kommunistischen Fehlplanung und dem Abbruch-Ungeist zum Opfer gefallen sind.

Aulenbach selbst hat auch genug Sorgen. Hier besteht eine Viehzucht-Zentrale. Beim Aufbau verzichtete man auf die Errichtung normaler Stallgebäude. Vielmehr wurden für alle Tiere (!!) Offenställe errichtet. Im vergangenen Herbst waren diese Arbeiten beendet. Zwar waren diese offenen Ställe preisgünstiger als richtige Stallbauten — in der Folge erwiesen sie sich aber als sehr teuer. Die „Aktivisten der Tierhaltung" mußten nämlich feststellen, daß sich z. B. Schweine und Kühe nicht an das rauhe Winterklima gewöhnten, sondern daß sie massenweise eingingen. Aulenbach hatte in diesem Frühjahr einen um 55 v. H. dezimierten Viehbestand, der für das Staatsgut einen Riesenverlust bedeutet.

Wegen dieses Falles ist, wie Radio Königsberg meldete, in Insterburg ein Prozeß anhängig. Dort werden sich erstmalig auch zwei hohe Planungs-Funktionäre zu verantworten haben, die Aulenbach die Auflage gegeben hatten, die gesamte Viehwirtschaft in jeder Jahreszeit in Offenställen durchzuführen. Auch dieses Vorkommnis hat zu einer großen Abwanderung aus Aulenbach geführt, da wegen der entstandenen Verluste die Arbeitsnormen heraufgesetzt wurden.

Schließlich wollen wir noch einiges aus Schillen berichten. Dort hat die russische Jugend bewiesen, wie wenig Interesse sie an einer Ansiedlung in unserer ostpreußischen Heimat hat. Nach Schillen kamen in diesem Frühjahr 84 junge Russen aus dem Bezirk Charkow. Etwa die Hälfte waren Mädchen. Sie sollten neben dem Schillener Staatsgut eine Kolchose aufbauen, für die erst 9 Kolchosbauern gewonnen werden konnten. Man hatte sie für 2 Jahre nach hier verpflichtet. Doch was taten die jungen Russen? Als sie es leid waren, unter den miserablen Bedingungen zu arbeiten, bildeten sie eine „sozialistische Brigade", die sich geschlossen zur freiwilligen Kultivierung im Ural-Gebiet verpflichtete. Dazu muß man wissen, daß die Anlage von Dörfern hinter dem Ural Vorrang vor allen anderen Siedlungsaufgaben hat. Man sieht, daß junge Russen ebenfalls wie viele Polen unsere Heimat als Fremde ansehen und lieber schwere Aufgaben in ihrer Heimat auf sich nehmen, als länger in Ostpreußen zu bleiben!

„Führerhauptquartier" Touristen-Attraktion

Die polnischen Verwaltungsbehörden des ostpreußischen Kreises Rastenburg planen, polnischen Presseberichten zufolge, das „Führerhauptquartier Wolfsschanze" zu einer Touristen-Attraktion zu machen. Noch in diesem Jahre soll eine Autobuslinie von Rastenburg zum „Führerhauptquartier" eingerichtet werden, deren Endstation sich inmitten des Trümmerfeldes der Bunker befinden soll. Am in der Nähe der „Wolfsschanze" gelegenen See soll eine Anlegestelle für Boote und eine Badeanstalt errichtet werden und zwar — wie es in der polnischen Verlautbarung heißt — „an derjenigen Stelle, an der Eva Braun während ihres Aufenthaltes in Partsch badete". Im Trümmergelände selbst sollen Verkaufskioske und Imbißbuden eingerichtet werden. Des weiteren wird angekündigt, daß Fremdenführer zur Verfügung stehen würden, die den Touristen mit den entsprechenden Erklärungen dienen sollen.

Eines der stolzen Schiffe des Seedienstes Ostpreußen, der sogenannten „weißen Flotte", die während der beiden Weltkriege die Verbindung der Insel Ostpreußen mit dem Reich aufrechterhielt. Foto: OW-Archiv

Laufende Verminderung der „Weißen Flotte"

In einer Betrachtung zur Lage der „Weißen Flotte" — der Bäder-, Touristen- und Küstendampfer — in Danzig kommt das Parteiorgan „Glos Wybrzeza" zu folgendem Ergebnis: „Der derzeitige Stand der ‚Weißen Flotte' ist nahezu tragisch: Die Schiffe der Küstenschiffahrtslinie sind veraltet, und ihre Instandsetzung verschlingt ungeheure Summen. Es gibt wenig Schiffe, und für viele Menschen in Polen beschränkt sich ein Kontakt mit dem Meer auf Spaziergänge am Strande oder auf dem Zoppoter Seesteg. Im vergangenen Jahr hatten die Danziger Schiffahrtslinien 25 Schiffe und beförderten damit nur 70 Prozent der Interessenten. In diesem Jahr wurden 3 Schiffe aus dem Verkehr gezogen, so daß 22 Schiffe übrigbleiben."

Dem polnischen Blatt zufolge sollen die Danziger Schiffahrtslinien bis zum Jahre 1965 12 neue Küstenschiffe, Hafen- und Kanalboote erhalten. Demgegenüber würden allerdings in der gleichen Zeit weitere, zurzeit noch im Verkehr befindliche 18 Schiffe verschrottet, was bedeute, daß sich der Bestand an Schiffen noch mehr verringern werde. Es müsse deshalb damit gerechnet werden, daß die Danziger Schiffahrtslinien im Jahre 1965 nur 40 v. H. der Interessenten befördern könnten. Eine Gruppe von Fachleuten aus dem Ministerium für Seeschiffahrt habe kürzlich einen Ausbauplan für die „Weiße Flotte" bestätigt, der den Bau von 28 neuen Schiffen bis zum Jahre 1965 vorsehe. Zu diesem Plan bemerkt das polnische Blatt allerdings vorsichtig, es sei selbstverständlich noch ein weiter Weg von der Bestätigung des Planes bis zur Übergabe der fertigen Schiffe; **denn die Pläne müßten noch von vielen Instanzen bestätigt und überdies müßten auch noch die Werftplätze ausfindig gemacht werden, wo der Bau der geplanten Schiffe vorgenommen werden könnte.**

Werde ein tüchtiger Landwirt

Das Ländliche Jugendwohnheim Oesterweg hilft jungen landwilligen Menschen

Viele junge Menschen, deren Eltern in der alten Heimat, die sie schon vor vielen Jahren verlassen mußten, einen landwirtschaftlichen Betrieb bewirtschafteten, hoffen heute ihr Lebensglück in einem anderen Beruf als dem des Landwirts zu finden. Sie werden dazu veranlaßt, weil die gewerbliche Wirtschaft in der Nachwuchswerbung eine vordringliche Aufgabe sieht. Große Geldmittel stehen hierzu zur Verfügung und werden auch eingesetzt um durch Werbung und Aufklärung über Berufsmöglichkeiten und Berufsaussichten Nachwuchskräfte zu werben.

Für die Landwirtschaft, die infolge ihrer andersartigen Struktur diese Mittel nicht zur Verfügung hat, macht sich dies in einem Mangel an qualifizierten Nachwuchskräften bemerkbar. Die Unkenntnis über den landwirtschaftlichen Beruf als solchen und mangelnde Einsicht in weiten Kreisen unseres Volkes lassen viele an und für sich landwillige junge Menschen einen anderen Beruf ergreifen. Aber gerade für das vertriebene Landvolk liegt hierin eine große Gefahr. Denn wer soll das Erbe der Väter bewirtschaften, wenn eines Tages die Möglichkeit besteht, in die alten Heimat zurückzukehren. Wir wissen alle, daß dann ein Stamm von gut ausgebildeten Fachkräften für diese große Aufgabe zur Verfügung stehen muß, wenn das Werk gelingen soll.

In Oesterweg, einer bäuerlichen Gemeinde Westfalens, in der Nähe von Bielefeld, haben verantwortungsbewußte Bauern darum eine Ausbildungsstätte für den bäuerlichen Nachwuchs geschaffen. Hier können interessierte Jugendliche eine gediegene landwirtschaftliche Ausbildung erhalten.

Es ist bekannt, daß gerade in den ersten Lehrjahren die Gefahr der Abwanderung in einen fremden Beruf groß ist. Gründe hierzu sind oft eine körperliche Überlastung und geistige Überforderung des Lehrlings und das Gefühl mehr billige Arbeitskraft als Lehrling zu sein.

Man hat darum hier den herkömmlichen Weg der Ausbildung verlassen. Der Lehrling wohnt während der beiden ersten Ausbildungsjahre nicht mehr im Lehrbetrieb, sondern er wohnt im Heim. Er erhält hier seine theoretische Ausbildung und verbringt hier seine Freizeit. Die praktische Ausbildung erfolgt in ausgesuchten bäuerlichen Betrieben. Diese sind meist gut mit Arbeitskräften besetzt und mit allen arbeitssparenden Maschinen ausgerüstet. Eine körperliche Überforderung der Jungen ist darum nahezu ausgeschlossen. Die theoretische Ausbildung liegt in den Händen der Landwirtschaftlichen Berufsschule und der Heimleitung. Es ergibt sich also ein harmonisches Zusammenwirken von praktischer Ausbildung, theoretischer Bildung und Weiterbildung und einer sinnvollen Freizeitgestaltung.

Die folgenden Grundsätze werden bei dieser Ausbildung beachtet: Zwischen Lehrling, seinem gesetzlichen Vertreter und dem Lehrherrn wird ein Lehrvertrag abgeschlossen. Geregelte Arbeitszeit und angemessene Entlohnung sind hierin festgelegt. Die Verpflegung wird beim Lehrherrn während der Arbeitszeit, vom Heim während der theoretischen Ausbildung und Freizeit gewährt.

Der Lehrling besucht die Landwirtschaftliche Berufsschule während der Lehrzeit. Sie vermittelt die theoretischen Grundlagen. Daneben werden vom Heim Weiterbildung in Zusammenarbeit mit der Landwirtschaftsschule, dem Tierzuchtamt und der Landwirtschaftskammer Lehrgänge, die praktische Kenntnisse vermitteln, veranstaltet.

In gemeinsamen Arbeitsstunden werden die Schularbeiten erledigt und praktische Übungen in allgemeinen Disziplinen durchgeführt. Großen Raum nimmt die staatsbürgerliche Erziehung ein. Auch die Freizeitgestaltung ist ein wesentliches Erziehungsmittel. Sie hat die Aufgabe bei den Jugendlichen gemeinschafts- und persönlichkeitsbildende Werte zu wecken. Neben Sport und Spiel liegt hier das Schwergewicht im Singen und im Laienspiel sowie in der sinnvollen Pflege von Liebhabereien. Daß die Heimatbücherei den vielseitigen Interessen der Jugendlichen Rechnung trägt sei nur am Rande vermerkt.

Die Unterbringung der Jungen erfolgt in Zimmern mit 3 Betten. Jedem Jungen steht ein Schrank zur Unterbringung der persönlichen Dinge zur Verfügung. In den Wasch- und Duschräumen ist ausreichend Gelegenheit zur Körperpflege.

Die Mahlzeiten, die die Kost im Lehrbetrieb ergänzen und ausgleichen sollen, werden im Speisesaal gemeinsam eingenommen.

Das Ländliche Jugendwohnheim Oesterweg hat in den 7 Jahren seines Bestehens den Nachweis erbracht, daß der hier eingeschlagene Weg richtig ist. Von den aufgenommenen Lehrlingen waren:

Heimatvertriebene 42 %
Flüchtlinge aus Mitteldeutschland:
aus bäuerlichen Kreisen 16 %
aus anderen Berufsgruppen 15 %
Jugendliche aus Westberlin 7 %
Jugendliche aus Westdeutschland 20 %

Über das erreichte Ausbildungsziel gibt folgende Übersicht Auskunft:

39 % der Lehrlinge haben die Ausbildung beendet und die Gehilfenprüfung abgelegt.

12 % leisten z. Zt. das 3. Lehrjahr in einem Fremdbetrieb ab. Sie wohnen nicht mehr im Heim, werden aber noch betreut.

16 % sind noch im 1. und 2. Lehrjahr. Sie wohnen im Heim.

6 % haben nach den beiden ersten Lehrjahren eine Stelle in der Landwirtschaft angetreten. Es waren vielfach solche Jungen, bei denen wenig Erfolg bestand, daß sie die Gehilfenprüfung erfolgreich ablegen können.

19 % sind vor Erreichen des Ausbildungsziel ausgeschieden. Es handelte sich hierbei vielfach um solche Jungen, die nur für eine bestimmte Zeitdauer im Heim Aufnahme gefunden hatten.

Es wäre zu wünschen, wenn viele Eltern von den in Oesterweg gebotenen Möglichkeiten Gebrauch machen würden und ihren Jungen, damit sie einmal gute und brauchbare Landwirte werden, eine solche Ausbildung geben.

Wenn Sie näher Auskunft wünschen, wir schreiben Ihnen gerne. Anfragen sind zu richten an:

Ländliches Jugendwohnheim
(21 a) Oesterweg 132
über Bielefeld

Rund 820 000 Eingliederungsdarlehen

4,25 Milliarden DM auf 570 000 Konten

Nach dem Stande vom Ende des vergangenen Jahres hat die Lastenausgleichsbank seit Beginn der Darlehnsaktion aus Mitteln der Soforthilfe und des Lastenausgleichs insgesamt rund 820 000 Eingliederungsdarlehen ausgezahlt, die sich auf einen Gesamtbetrag von 4,25 Milliarden DM auf 570 000 Konten stellen. Mit 582 000 stehen die Aufbaudarlehen für den Wohnungsbau an der Spitze. Ihnen folgen mit 114 500 die Aufbaudarlehen für die gewerbliche Wirtschaft und die freien Berufe, mit 110 000 die Existenzaufbauhilfedarlehen, mit 9 500 die Aufbaudarlehen für kriegssachgeschädigte Landwirte und mit 3 500 die Arbeitsplatzdarlehen.

Gegenüber dem Vorjahr ist die Gesamtsumme der von der Lastenausgleichsbank treuhänderisch verwalteten Eingliederungsdarlehen aus Mitteln des Lastenausgleichsfonds um rund 400 Millionen DM größer geworden. In Anbetracht eines einmaligen Vorgangs, nämlich der Ausbuchung der Aufbaudarlehen an vertriebene Landwirte mit rund 536 Millionen DM, ist aber die Bilanzsumme mit 5,6 Milliarden DM um 100 Millionen DM kleiner geworden. Der ausgebuchte Posten wird wegen seines Siedlungscharakters nunmehr ausschließlich von der Deutschen Landesrentenbank und der Deutschen Siedlungsbank bearbeitet. Dagegen werden die Aufbaudarlehen an kriegssachgeschädigte Landwirte nach wie vor von der Lastenausgleichsbank verwaltet.

Im vergangenen Jahr konnten aus Mitteln des Lastenausgleichsfonds 95 700 Eingliederungsdarlehen mit zusammen 661 Millionen DM neu ausgezahlt werden. Dem stehen Darlehensabgänge von rund 281 Millionen DM gegenüber, wobei erstmalig die Umwandlung von Eingliederungsdarlehen in Hauptentschädigung einen weiten Raum einnahm. Von den im verflossenen Jahr neu ausgezahlten Eingliederungsdarlehen waren 7 300 mit 93 Millionen DM Aufbaudarlehen für die gewerbliche Wirtschaft und die freien Berufe, 87 400 mit 559 Millionen DM Aufbaudarlehen für den Wohnungsbau und 1000 mit 9 Millionen DM Aufbaudarlehen für kriegssachgeschädigte Landwirte. Hinzu kommen noch rund 20 Millionen DM Aufbaudarlehen für den Wohnungsbau außerhalb der zentralen Verwaltung der Lastenausgleichsbank.

Im Vergleich zum Vorjahre sind die Auszahlungen bei den Wohnungsbaudarlehen um 7 Millionen DM gestiegen. Dagegen sind die Auszahlungen für Gewerbe und freie Berufe um 36 Millionen DM und die Auszahlungen für kriegssachgeschädigte Landwirte um 9 Millionen DM hinter denen des Jahres 1957 zurückgeblieben.

Fortschritte in der Hauptentschädigung

640 096 Zuerkennungsbescheide über mehr als 2,97 Milliarden DM

Die Zahlungen von Hauptentschädigung haben während der letzten Monate in beachtlichem Umfange zugenommen. Dies zeigt, daß sich die Freigabe an die 65- bis 69jährigen kassenmäßig stark auswirkt. Sowohl die Eintragung von Schuldbuchforderungen zum Abschluß von Lebensversicherungen als auch die Auszahlung von Hauptentschädigung zum Abschluß von Bausparverträgen sind inzwischen angelaufen. Wenn auch die Erfüllungsfälle wegen hohen Lebensalters noch immer den Hauptanteil darstellen, sind die Auszahlungen wegen dringender Notstände verhältnismäßig stark in Erscheinung getreten. Auch der Anteil der Auszahlungen wegen Erwerbs von Wohngrundstücken ist beachtlich angestiegen.

Bis zum 30. April 1959 ist die Zahl der Zuerkennungsbescheide auf 640 096 gesteigert worden. Die Summe der damit zuerkannten Endgrundbeträge beläuft sich auf über 2,67 Milliarden DM. An Hauptentschädigung wurden im April 26 Millionen DM, im Mai 34 Millionen DM und im Juni 39 Millionen DM ausbezahlt. Insgesamt sind bis zum 30. April d. J. in 165 996 Erfüllungsfällen rund 441 Millionen DM bewilligt worden — davon wegen hohen Lebensalters in 122 519 Erfüllungsfällen 403 Millionen DM. Die Zahl der Umwandlungsfälle stieg bis zum gleichen Datum auf 58 397, wodurch sich die Umwahdlungssumme auf rund 302 Millionen DM erhöhte. Durch Anrechnung geleisteter Kriegsschadenrente in 33 065 Fällen bis zum 30. April 1959 wurde seit Inkrafttreten der 8. LAG-Novelle die Hauptentschädigung mit rund 42 Millionen DM geleistet.

Polen widerlegen „Autochthonen"-Propaganda

Durch zahlreiche Leserzuschriften veranlaßt, unternahm es dieser Tage die Redaktion der in Allenstein erscheinenden polnischen Parteizeitung „Glos Olsztynski", Behauptungen zurückzuweisen, wonach in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten nur noch 3000 Deutsche wohnhaft seien. „Glos Olsztynski" befaßt sich in diesem Zusammenhange insbesondere mit den Behauptungen der amtlichen polnische Propaganda, wonach die „Autochthonen" — die „bodenständige Bevölkerung" — eine „polnische" Bevölkerungsgruppe darstellten: „Niemand kann behaupten", schreibt „Glos Olsztynski", „daß alle Autochthonen vor dem Kriege eine polnische nationale Minderheit in Deutschland bildeten oder sich als Polen empfanden. Das wäre eine krasse Unwahrheit. Auch heute noch halten sich viele nicht für Polen. Das ist übrigens begreiflich. Zu lange dauerte das Leben unter deutscher Herrschaft, und es sind (nach 1945) den Ermländern und Masuren gegenüber zu viele Fehler begangen und Ungerechtigkeiten verübt worden, als daß die Spuren davon schon heute verwischt wären. Aus denselben Gründen kann es niemand, der Verantwortungsbewußtsein hat, als eine Deklaration der Nationalität ansehen, wenn jemand seine Kinder in die polnische Schule schickt. Das ist vor allem die Erfüllung der Schulpflicht, und so ist das zu verstehen."

Süd-Ostpreußen: 1800 Seen und 20 Badeanstalten

In den insgesamt 1800 Seen des polnisch verwalteten Ostpreußens und in allen Orten der gegenwärtig von ca. 900 000 Einwohnern bewohnten sogen. Wojewodschaft Allenstein sind heute zusammen 20 öffentliche Bade-Anstalten in Betrieb; hiervon entsprechen nur fünf neuzeitlichen Ansprüchen. In diesbezüglichen Berichten der polnischen Presse werden das „geringe Interesse der örtlichen Behörden" sowie „chronischer Geldmangel" als Ursache für das völlige Versagen bei der Pflege bzw. der Neueinrichtung von Badeanstalten in Ostpreußen angeführt.

Siedler- und Arbeiterfamilien gesucht

Nach Informationen des polnischen Landwirtschaftsministeriums ist in mehreren zentralpolnischen Wojewodschaften eine neue Aktion zur Anwerbung von bäuerlichen Siedlern und Arbeiterfamilien für Schlesien, Pommern, Ostbrandenburg und Ostpreußen im Gange. Mindestens 7000 Höfe, die gegenwärtig entweder behelfsmäßig von Genossenschaftsbetrieben mitbewirtschaftet werden oder leer stehen, könnten sofort „abgegeben" werden. In den staatlichen Forstbetrieben, und zwar hauptsächlich in Pommern und Ostpreußen, könnten sofort etwa 800 Familien unterkommen bzw. die Arbeit aufnehmen.

240 Wohnhäuser zum Abbruch bestimmt

„Der gesamte Wohnungsbau in Danzig geht merkwürdigerweise an den Menschen aus einstürzenden Wohnhäusern vorüber", stellt das Parteiorgan „Glos Wybrzeza" fest. Zu dieser kritischen Bemerkung kommt das polnische Blatt aufgrund eines Berichts des Leiters des Wohnungsamtes beim Nationalrat des Danziger Stadtteils Mitte an die vorgesetzte Behörde. Diesem Bericht zufolge befinden sich allein im Stadtteil Danzig-Mitte mehr als 240 Wohnhäuser, die zum Abbruch bestimmt sind. Davon drohen 31 Häuser einzustürzen. In öffentlichen Versammlungsräumen, die als Notunterkünfte dienen, sind bereits 27 Familien aus Häusern untergebracht, die seit November vorigen Jahres eingestürzt sind. Hierzu bemerkt „Glos Wybrzeza", der Bericht habe einen „Unterton der Verzweiflung"; denn die Wohnraumlage sei „hoffnungslos und bilde eine Sachgasse", aus der sich kein Ausweg finden lasse. Bei einer Beibehaltung der derzeitigen Zuteilung von Wohnungen könne man sich viele Jahre lang mit den aus der „Benutzung ausfallenden Häusern herumplagen". Es sei auch nicht bekannt, wer die Verantwortung übernehmen werde, wenn sich eines Tages in einem zusammenstürzenden Haus ein tödlicher Unfall ereigenen sollte.

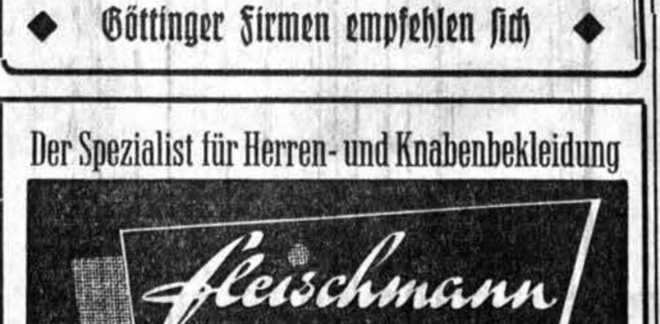
Vor- und Zwischenkredite

Für den Familienheimbau und den Erwerb von Wohngrundstücken

Das Bundesausgleichsamt hat der Deutschen Bau- und Bodenbank AG Mittel für Kredite an Geschädigte, die die persönliche Voraussetzungen für die Gewährung von Aufbaudarlehen nach § 254, Abs. 2 bis 4 des Lastenausgleichsgesetzes erfüllen, zur Verfügung gestellt.

Mit den Krediten, die das genannte Institut aus diesen Mitteln gewährt, soll im Wege der Vor- und Zwischenfinanzierung der Bau von Familienheimen im sozialen Wohnungsbau gefördert und der Erwerb von Bauland für den Familienheimbau (wenn die gesamte Finanzierung des geplanten Bauvorhabens gewährleistet und der Baubeginn innerhalb von längstens neun Monaten gesichert ist) sowie von Wohngrundstücken erleichtert werden. Wohngrundstücke im Sinne der Verfügung sind solche Grundstücke, die zu mehr als 66⅔ % Wohnzwecken dienen. Die Vor- und Zwischenkredite werden dabei für den bar zu zahlenden Teil des Kaufpreises gewährt, wenn ein angemessener Teil dieses Betrages bei der Darlehensgewährung dem Erwerber aus anderen Mitteln zur Verfügung steht und er für sich und seine Angehörigen durch den Erwerb eine Wohnung erhält oder in dem zu erwerbenden Gebäude schon inne hat.

Mit den der Deutschen Bau- und Bodenbank vom Bundesausgleichsamt zur Verfügung gestellten Mitteln können vor- und zwischenfinanziert werden: zugesagte Fremdmittel der Dauerfinanzierung, z. B. verbindliche Darlehenszusagen von Sparkassen, Versicherungsunternehmen, Hypothekenbanken oder von öffentlichen Stellen, ferner Bausparverträge. Die Vor- und Zwischenfinanzierungskredite werden in der Regel bis zu 90 % der zugesagten Hypothekenvaluta oder der Bausparsumme gegeben. Für die Vor- und Zwischenfinanzierung kommen ferner in Betracht Teile der Eigenleistung des Bauherrn, Aufbaudarlehen für den Wohnungsbau (bis zu 90 % des in der Darlehensbewilligung genannten Betrages), die zuerkannte Hauptentschädigung, wenn sie für den Bau eines Familienheims oder den Erwerb eines Wohngrundstückes verwendet werden soll









AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm sind Euch dem Namen nach wohlbekannt. wir verdanken ihnen die schönste und am weitesten verbreitete Sammlung unserer deutschen Volksmärchen. Aber mit ihren „Kinder- und Hausmärchen" war und ist der Märchenschatz unseres Volkes längst noch nicht erschöpft; selbst heutzutage ist es noch möglich, neue, bisher unbekannte Volksmärchen zu entdecken. So hat beispielsweise der äußerst vielseitige Jugendschriftsteller Herbert Kranz — einigen von Euch dürfte er als Verfasser der abenteuerlichen „Kranzbände" schon begegnet sein — in alten Schriften und verstaubten Folianten mehr als vierzig solcher verschollenen Märchen aufgestöbert, und sie haben ihm so gut gefallen, daß er sie für Kinder von heute neu erzählt und veröffentlicht hat. Dabei ist er mit den schönen alten Märchen sehr behutsam umgegangen, und so haben sie trotz der Bearbeitung ihre überlieferte Eigenart behalten. Allen Märchenfreunden unter Euch kann ich die beiden Bände wärmstens empfehlen; Ihr werdet ganz bestimmt sehr viel Freude haben an:

Herbert Kranz: „Der Wunderbaum" und „Die goldene Stadt". Alte deutsche Volksmärchen. 178 und 172 Seiten mit Zeichnungen von Fritz Fischer. Verlag Herder Freiburg. Jeder Band Halbleinen 5,80 DM.

Von Herbert Kranz gibt es auch eine ausgezeichnete Bearbeitung der beliebtesten deutschen Volksbücher, einer Reihe wunderbarer und aufregender Erzählungen aus der Ritterzeit. Ihr findet in dem Buch etwa die Geschichte vom Helden Roland, dem treuen Gefährten des Kaisers Karl, die Geschichte von der schönen, unschuldig verstoßenen Pfalzgräfin Genoveva, von Robert dem Teufel, vom Glückspilz Fortunat mit dem Wunschhütlein und noch sonst manche staunenswerte Historie. Diese Geschichtensammlung ist für alle jungen (und älteren) Leser, die Freude an Abenteuern und hochgemuten Taten haben, ein „gefundenes Fressen". Auch ich habe mich sofort darin wieder festgelesen, obgleich mir die meisten Geschichten dem Stoff nach längst bekannt waren. Ich meine, das ist nicht zuletzt ein Beweis für die hervorragend packende Art, in der Herbert Kranz die alten Begebenheiten hier neu erzählt. Merkt Euch also vor:

Herbert Kranz: „Die deutschen Volksbücher", 301 Seiten mit vielen Federzeichnungen von Willy Widmann. Verlag Herder Freiburg. Ganzleinen 7,80 DM.

Von den mittelalterlichen Volksbüchern ist es — wenn überhaupt — nur ein kleiner Schritt zu den Heldensagen. Solche Berichte von unerhörten Taten tapferer Männer und Jünglinge leben in der Überlieferung fast aller Völker weiter, und ich halte es für einen ausgesprochenen glücklichen Gedanken, der Hermann und Georg Schreiber dazu bewogen hat, einmal die schönsten Heldensagen der ganzen Welt in einem einzigen Band zu vereinigen. Ihr findet in ihrem umfangreichen Buch neben einigen germanisch-keltischen und griechischen Heldensagen auch solche der Mesopotamier, Inder, Chinesen und Japaner, aus dem Kaukasus, aus dem Iran und aus dem altgermanischen Kulturkreis der Inka und Atzketen. So verschiedenartig und bunt an diesen Proben aus aller Herren Länder das äußere Drum und Dran ist — in einem für Euch gewiß entscheidenden Punkt stimmen sie ausnahmslos überein: sie sind samt und sonders, wie man das ja bei Heldensagen auch gar nicht anders erwarten kann, überaus spannend und fesseln einen von der ersten bis zur letzten Zeile. Wer von Euch sich mit Vorliebe an Heldentaten und Abenteuern begeistert, der lese also:

Hermann und Georg Schreiber: „Die schönsten Heldensagen der Welt", 384 Seiten mit 30 Zeichnungen von Willy Widmann. Verlag Carl Überreuter, Wien-Heidelberg, Ganzleinen 12,80 DM.

Da schon einmal von Sagen die Rede ist: Der Verlag Carl Ueberreuter hat neben einigen anderen Sagenbänden auch eine Sammlung „Sagen aus Deutschland" herausgebracht, in der einhundertneunzig Volkssagen aus allen deutschen Gauen einschließlich Mittel- und Ostdeutschlands enthalten sind. Ein gelehrter Mann, der Herr Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, hat aus dem reichen Sagenschatz unseres Vaterlandes die köstlichsten Geschichten für Euch alle ausgewählt und nach Landschaften angeordnet. Auf diese Weise bietet Euch das mit vielen Zeichnungen ausgestattete Buch — es enthält, nebenbei gesagt, auch je ein halbes Dutzend Sagen aus Pommern und Ost- und Westpreußen — nicht nur interessanten und abwechselungsreichen Lesestoff, sondern auch eine gute Gelegenheit, die Landschaften Deutschlands und ihre Menschen im Spiegel der Sagen kennenzulernen. Der genaue Titel des Buches lautet:

Eugen Fehrle: „Sagen aus Deutschland", 304 Seiten mit 94 Zeichnungen von Ernst Schrom. Verlag Carl Überreuter, Wien-Heidelberg. Halbleinen 7,80 DM.

Viele, wenn nicht sogar alle echten Sagen enthalten als Kern die Erinnerung an eine tatsächliche Begebenheit. Auf dieser Erfahrung hat William Mayne eine mit zahlreichen Überraschungen gespickte und bis zur letzten Seite ungewöhnlich spannende Schatzgräbergeschichte aufgebaut. Es geht darin um einen alten Klosterschatz, der — wie die Sage berichtet — an jener Stelle verborgen liegen soll, zu der „die warmen Fußspuren des Heiligen von St. Elda" führen. Was es mit diesem rätselhaften Hinweis auf sich hat, erfahren die drei jungen Schatzsucher aus dem romantischen Zollhaus erst nach langen vergeblichen Abenteuern, aber glücklicherweise gerade noch früh genug, daß sie den Wettlauf gegen die erwachsene „Konkurrenz" um die entscheidende Nasenlänge gewinnen. Den Namen des jungen englischen Verfassers solltet Ihr Euch auf jeden Fall merken, denn es steht zu erwarten, daß bald noch mehr seiner erfolgreichen Jugendbücher ins Deutsche übersetzt werden. Das Buch, von dem gerade die Rede war, heißt:

William Mayne: „Der Schatz unter der Quelle", Deutsch von Maria Wolff. 190 Seiten. Verlag Herder Freiburg. Halbleinen 6,80 DM.

Unlängst habe ich Euch eine Reihe geschichtlicher Jugendbücher empfohlen. Hier ein Nachtrag dazu! Es handelt sich um ein sehr geschmackvoll ausgestattetes und mit zahlreichen Wiedergaben zeitgenössischer Bilder versehenes Buch über die große Kaiserin Maria Theresia, die nicht nur eine kluge und tapfere Herrscherin gewesen ist, sondern überdies auch noch sechzehn Kinder zur Welt gebracht und erzogen hat. „Sie ist eine königliche Mutter und unsere mütterliche Königin" — dieses noch zu ihren Lebzeiten geprägte Wort kennzeichnet das Wesen jener bewundernswerten Frau auf dem Kaiserthron sehr treffend: ganz so, wie Ihr sie gewissermaßen aus nächster Nähe kennenlernen könnt in dem feinen, mit großem geschichtlichen und menschlichen Einfühlungsvermögen geschriebenen Buch:

Hilda Knobloch: „Die Mutter vieler tausend Kinder", 181 Seiten, 9 Bilder. Verlag Styria, Köln-Graz-Wien. Ganzlein. 6,80 DM.

Damit Schluß für heute! Ich würde mich sehr freuen, wenn es mir gelungen wäre, Euch auf das eine oder andere Buch Appetit zu machen, und in dieser Hoffnung bleibe ich mit einem herzlichen Gruß

Euer Otfried Preußler

Jugend pflegt Soldatengräber

50 Jungen und Mädel der Landesgruppe Niedersachsen der Deutschen Jugend des Ostens kehrten vor einigen Tagen aus Italien zurück, wo sie während eines 14tägigen Aufenthaltes 450 deutsche Soldatengräber im Raum Bologna gepflegt und instandgesetzt haben. Wie die DJO mitteilte, hätten viele Kreuze der zum Teil in schlechtem Zustand befindlichen Gräber ausgebessert oder erneuert werden müssen. Die DJO hält es für notwendig, alle Gräber zu einem größeren Soldatenfriedhof zusammenzufassen. Im nächsten Jahr will die Deutsche Jugend des Ostens erneut Kriegsgräberfahrten unternehmen.



Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 9 September 1959

Matthias Claudius

Von der Freundschaft

Von der spricht nun einer, sie sei überall; der andre, sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat. Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so, wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie dann Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den anderen kratzt, damit er ihn wieder kratze und sie sich so einander wechselweise zum Narren haben, denn, wie du siehst, ist hier wie in vielen anderen Fällen ein jeder von ihnen nur sein eigner Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Holunderfreundschaften" zu nennen. Wenn du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohlgegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen, aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des anderen Freund sei.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkömmt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's not ist und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fordre frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat dein Freund etwas an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand deinen Freund. ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du dann sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann tun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das „granum salis" versteht sich von selbst und daß aus einem Edlen kein Unedles werden müsse.



Die Vögel zogen nach dem Süden,
aus dem Verfall des Laubes tauchen
die Nester, die nicht Schutz mehr
brauchen,
die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
ist mir, als hör ich Kunde wehen,
daß alles Sterben und Vergehen
nur heimlichstill vergnügtes
Tauschen.

NIKOLAUS LENAU



Im Sommer 1898, in dem ich mich längere Zeit als Festungsstubengefangener im Fort Carré zu Weichselmünde aufhielt, wurde mir die große Freude zuteil, daß ich von der Staatsanwaltschaft auf mein Gesuch einen Urlaub von vier Tagen bewilligt erhielt, um zusammen mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern eine Weichselfahrt von Thorn bis zur russischen Grenze und dann zurück bis zur Ostsee auszuführen.

Zu uns gehörten u. a. der Professor Conwentz, der Maler Männchen aus Danzig, Franz Goerke aus Berlin, der Meister auf dem Gebiet der Landschaftsphotographie, der Kreisphysikus Möbius, Professor Momber und Kaufmann Münsterberg. Von Thorn bis zur russischen Grenze und von da bis Thorn zurück gab uns Herr von Schwerin, der Landrat des Kreises Thorn, das Geleit.

Für diese Fahrt hatte uns die Strombauverwaltung in Danzig, deren Chef der Oberpräsident von Gossler war, eines ihrer allerliebsten kleinen Dampfschiffe zu Gebote gestellt, die „Ente", die nachher mit der etwas kleineren, aber noch netteren, der „Schwalbe" vertauscht wurde. Die Zahl der Passagiere betrug im Laufe der Fahrt acht bis zwölf Personen. Dazu kam noch die Schiffsmannschaft, die aus drei Leuten bestand, dem Kapitän, der zugleich Steuermann war, dem Bootsmann, der zugleich Steward war, und dem Heizer. Der Kapitän-Steuermann war zugleich Koch und bereitete uns ein Mittagessen, wie eine gelernte Köchin es nicht besser hätte zustande bringen können. Wenn er in seiner kleinen Küche sich zu tun machte, was schon anzusehen oben vom Deck herab ein Vergnügen war, stand am Steuerrad der Bootsmann oder der Heizer.

Welch eine Fülle des Anziehenden, des Großartigen und Eigenartigen bot diese dreitägige Weichselfahrt dar! Nicht im Westen unseres Vaterlandes nur, sondern auch in Berlin ist man geneigt, das preußische Weichselland für eine unwirtliche Gegend zu halten, in der Fuchs und Wolf einander gute Nacht sagen. Dieses Urteil ist in hohem Grade ungerecht und unzutreffend. Aber was weiß man im Reich von den landschaftlichen Reizen der Ufer des mächtigen Stromes, was von den wunderbaren Denkmälern mittelalterlicher Kunst, die in den kleinen meist hoch über dem Wasser gelegenen Weichselstädten zu finden sind, teils wohl erhalten noch, teils als gewaltige Ruinen. Nein, ein unwirtliches Land ist dieses nicht. Weniger wohl seiner landschaftlichen Schönheit wegen als wegen seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit und seiner landwirtschaftlichen Ergiebigkeit ist es von alter Zeit her sehr begehrt und viel umstritten gewesen.

Seit mehr als sechs Jahrhunderten, seitdem der deutsche Ritterorden von ihm Besitz nahm, war es eine Stätte hochentwickelter Kultur, und eine nicht ganz geringe Kultur reicht noch viel höher hinauf. Aus zahllosen unter Tage gemachten Funden geht hervor, daß in sehr alter Zeit dieses Land dicht bevölkert gewesen sein muß, daß um die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung schon der Handel von Süden her seine Wege zu den Ufern der unteren Weichsel gefunden hatte.

Am 27. Juli nachmittags langte ich, von Weichselmünde kommend, in Thorn an, das mir von meiner Kinderzeit her als die berühmte Pfefferkuchenstadt und lediglich als solche in Erinnerung war. Dort traf ich am Abend mit einem Teil der Reisegesellschaft im Artushof zusammen, einem mit aller modernen Eleganz ausgestatteten Restaurant, genannt nach dem alten Thorner Artushof, der wie der noch erhaltene Danziger einst ein prächtiges Gildehaus der Kaufleute gewesen, längst aber vom Erdboden verschwunden ist. Die anderen Reisegefährten stießen am nächsten Morgen im schwarzen Adler, wo wir uns einquartiert hatten, zu uns.

Ich benützte die Zeit, so lange ich noch allein war, mir auf eigene Hand Thorn anzusehen, und setzte das fort, bis es ziemlich dunkel war. Bis dahin hatte ich beinahe alles, was Thorn an merkwürdigen Bauten aus der Ordenszeit darbietet, von außen betrachtet und bewundert. Welch eine herrliche alte Stadt!

In ihrem Reichtum an mittelalterlicher Architektur kommt sie sogleich nach Danzig, sie hat aber noch ihr besonderes Originelles. Längere Zeit trieb ich mich umher auf dem Marktplatz, wo das kolossale Rathaus steht. Es sieht sehr altertümlich aus, alt aber sind davon nur die Umfassungsmauern, denn 1703 im Schwedenkriege ist es vollständig ausgebrannt. Durch das Eingangstor kommt man in einen Hofraum und erblickt an einer diesem zugekehrten Wand eine neuerdings angebrachte Tafel deren Inschrift für die Geschichte des Landes von Bedeutung ist.

Es ist eine Gedenktafel zu Ehren des Bürgermeister Rösner von Thorn und der elf Bürger, die am 7. Dezember 1724 vor dem Rathause ungerechter Weise hingerichtet wurden. Es ist das die Begebenheit, die in der Geschichte unter dem Namen des Thorner Blutbades verzeichnet ist.

An zwei Seiten des rechteckigen Gebäudes sind an das Erdgeschoß an und in dasselbe hinein Kram- und Trödelbuden gebaut, in denen alte und neue Kleider, Schuhwerk, Backwaren und andere Verbrauchsgegenstände mehr feilgeboten werden. Das mag vom streng ästhetischen Standpunkt aus betrachtet unschön erscheinen, es trägt aber so sehr zum Charakteristischen des ganzen Bildes bei, daß ich es ungern missen würde.

Auf dem Markt steht Tiecks am 23. Oktober 1853 enthüllte Bildsäule des Nikolaus Kopernikus, unter der hinter dem Namen des berühmten Thorners die Worte stehen: "Terrae motor, solis coelique stator", d.h. der die Erde sich bewegen, Sonne und Himmel stillstehen hieß. Jetzt wissen wir ja, daß auch der Himmel und die Sonne nicht stille stehen, aber darum bleibt es doch richtig, was in poetischer Anschauung und in epigrammatischer Kürze auf das Denkmal gesetzt ist.

Das Postament ist geziert durch einen laufenden Brunnen mit Ruhebänken. Auf den Bänken sitzen jetzt am Nachmittage polnische Floßknechte, bei uns (d.h. in Westpreußen) Flissaken oder Flissen genannt, lange Roggenbrote in den Händen, von denen sie sich Stücke abschneiden oder auch abbrechen. Sie sind so gekleidet, wie ich sie in meiner Jugendzeit auf den Straßen von Danzig gesehen habe. Ihre Hauptkleidungsstücke sind Hemde und Hosen aus grobem Leinen, das Hemd aber tragen sie über den Hosen. Von Fußbekleidung ist bei ihnen nicht die Rede. Über den Unterkleidern haben sie noch eine Jacke oder etwas ähnliches, das sie sich im Kleidergeschäft am Rathause erstanden haben. Einer von ihnen hat einen alten russischen Militärmantel umgeschlagen, ein anderer trägt den ausgedienten Uniformrock eines sächsischen Jägers. Einer, dessen Kostüm ganz zerlumpt ist, hat auf dem Kopf einen funkelnagelneuen Filzhut. Filzhüte haben die anderen auch auf, aber ganz alte und abgebrauchte. Darunter sehen die gutmütigen braunen Gesichter hervor mit den breiten Mäulern und den struppigen blonden Schnurrbärten darüber. Auf einmal fällt mir ein, daß wir in meiner Kinderzeit diese Schnurrbärte „Wunzen" nannten, wie auch die Schnurrhaare der Katzen und katzenartigen Tiere hießen. Ein polnisches Wort liegt dem Ausdruck zu Grunde.

Neben den Flissen, die wahrscheinlich den Kopernikus für einen Heiligen halten, sitzt ein Jude mit langem schwarzen Bart und spricht mit einem von ihnen. Er hat einen schwarzen Kaftan an und auf dem Kopf eine schwarze barettartige Mütze. Solcher Männer sind mehr zu sehen auf den Straßen. Sie stehen in Gruppen beisammen oder sitzen auf einer Bank plaudernd und Zigaretten rauchend. Manch edel geschnittenes Gesicht ist bei ihnen zu finden, das einem Maler, der etwas aus der alten biblischen Geschichte darzustellen hätte, zum Vorbild dienen könnte.

Von den alten Kirchen Thorns sind die bedeutendsten die Marienkirche am Markt, die in ihrem Innern viel Wertvolles bergen soll, die Johanniskirche, die nicht sehr weit davon steht, und die Jakobskirche in der Neustadt mit wundervollem Chorgiebel.

Was für einen mächtigen Eindruck machen diese von der Zeit dunkel gefärbten Backsteinen in ihren einfachen Formen! Etwas furchtbar Ernstes haben sie, aus ihnen reden vergangene Jahrhunderte in erschütternder Sprache. Das düstere des äußeren Anbliks wird bei der Johanniskirche durch eine freundliche Einfassung gemildert. Das Gebäude ist umgeben von einer Mauer, die so hoch ist, daß ein großgewachsener Mann eben hinüberzublicken vermag. Zwischen der Mauer und der Kirche ist ein nicht sehr breiter Raum, der zu gärtnerischen Anlagen benutzt und ganz bepflanzt ist mit hübschen Ziersträuchern und kletternden Gewächsen. Auf der Südseite fiel mir eine Reihe Oleanderbäume auf, die in voller Blüte standen.

Von dem alten Thorner Ordensschlosse ist nicht mehr viel übrig. Es steht noch ein mächtiger Turm da, der Dansker, der als Warte diente, außerdem aber eine Anlage enthielt, die in keinem Hause fehlen darf, von der aber nicht viel gesprochen wird. Daß in den alten Ordensburgen solcher Anlage ein hervorragend schön gelegener und geräumiger Platz angewiesen wurde, scheint mir für den hohen Kulturstand jener alten Zeit der Ordensritter zu sprechen.

Der Dansker in Thorn war mit dem Ordensschloß durch einen Gang mit weitgespanntem Bogen verbunden. Dieser schöne Bogen steht noch. Sonst sind nur noch Mauerreste vorhanden und ein restaurierter Teil der alten Burg, der Junkerhof genannt, der eine Zierde der Stadt bildet.

(Fortsetzung folgt)

E. T. A. HOFFMANN

Ritter Gluck

*

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809

(Schluß)

„Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Lassen Sie uns näher miteinander bekannt werden. Nicht weit von hier wohne ich, wie wär' es ..."

„Ich kann und darf zu niemand gehen."

„Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen."

„So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müssen."

„Aber Sie wollten ja ins Theater?"

„Ich wollte ‚Armida' hören. Aber nun ..."

„Sie sollen jetzt ‚Armida' hören! Kommen Sie!"

Schweigend gingen wir die Friedrichstraße hinauf; rasch bog er in eine Querstraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, so schnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unansehnlichen Hause stillstand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finstern tappend, erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, dessen Türe mein Führer sorgfältig verschloß. Ich hörte noch eine Tür öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein, und der Anblick des sonderbar ausstaffierten Zimmers überraschte mich nicht wenig. Altmodisch reichverzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuse und ein breiter, schwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düstere Ansehen verjährter Pracht. In der Mitte stand ein kleines Klavier, auf demselben ein großes Tintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen rastriertes Papier. Ein schärferer Blick auf diese Vorrichtung zum Komponieren überzeugte mich jedoch, daß seit langer Zeit nichts geschrieben sein mußte, denn ganz vergilbt war das Papier, und dickes Spinnengewebe überzog das Tintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe schön gebundener Bücher gewahr mit goldnen Aufschriften: „Orfeo", „Armida", „Alceste", „Iphigenia" und so weiter; kurz, Glucks Meisterwerke sah ich beisammenstehen.

„Sie besitzen Glucks sämtliche Werke?" rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog sich der Mund, und das Muskelspiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Gesicht zur schauerlichen Maske. Starr den düstern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war „Armida" — und schritt feierlich zum Klavier hin. Ich öffnete es schnell und stellte das zusammengelegte Pult auf; er schien das gern zu sehen. Er schlug das Buch auf und — wer schildert mein Erstaunen? — ich erblickte rastrierte Blätter, aber mit keiner Note beschrieben.

Er begann: „Jetzt werde ich die Ouvertüre spielen! Wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit!"

Ich versprach das, und nun spielte er herrlich und meisterhaft, mit vollgriffigen Akkorden das majestätische Tempo di Marcia, womit die Ouvertüre anhebt, fast ganz dem Original getreu; aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte so viele neue, geniale Wendungen hinein, daß mein Erstaunen immer wuchs. Vorzüglich waren seine Modulationen, frappant, ohne grell zu werden, und er wußte dem einfachen Hauptgedanken so viele melodiöse Melismen anzureihen, daß jene in immer neuer, verjüngter Gestalt wiederzukehren schienen. Sein Blick glühte; bald zogen sich die Augenbrauen zusammen und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltsam losbrechen, bald schwamm das Auge in Tränen dieser Wehmut.

Zuweilen sang er, wenn beide Hände in künstlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorstimme; dann wußte er, auf ganz besondere Weise, mit der Stimme den dumpfen Ton der anschlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich seine Blicke verfolgte. Die Ouvertüre war geendet, und er fiel erschöpft mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück. Bald raffte er sich aber wieder auf, und indem er hastig mehrere leere Blätter des Buches umschlug, sagte er mit dumpfer Stimme:

„Alles dieses, mein Herr, habe ich geschrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verriet Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz! Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen wie ein abgeschiedener Geist — gestaltlos, damit mich niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. Ha! ... jetzt lassen Sie uns Armidens Szene singen!"

Nun sang er die Schlußszene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerstes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab; aber seine veränderte Musik war die Glucksche Szene gleichsam in höherer Potenz. Alles, was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raserei in den stärksten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltsam in Töne zusammen. Seine Stimme schien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit schwoll sie empor zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: „Was ist das? Wer sind Sie?"

Er stand auf und maß mich mit ernstem, durchdringendem Blick; doch als ich weiterfragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Tür entwichen und hatte mich im Finstern gelassen. Es hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert; ich verzweifelte, ihn wiederzusehen, und suchte, durch den Stand des Klaviers orientiert, die Tür zu öffen, als er plötzlich in einem gestickten Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erstarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich sanft bei der Hand und sagte, sonderbar lächelnd: „Ich bin der Ritter Gluck!"

Angeführt

Der Berliner Enkel kommt für den Sommer zur Erholung nach Ostpreußen aufs Land. Als seine Ferienzeit um ist, bringt die Großmutter den ausgefütterten Jungen auf die Bahn und gibt ihm eine Lischke mit, den Bastkorb mit der Reisekost für den kleinen Nimmersatt. „Vor Heiligenbeil mach ihn nicht auf, die Fahrt ist lang!", mahnt die gute Großmutter. Kaum aber ist der Zug aus dem Bahnhof, macht sich der Junge an die Lischke. Er öffnet, und was findet er? Zu oberst einen Zettel von zittriger Hand: „Du Lorbaß, ist hier Heiligenbeil?"

Die Wiese

Von Herbert Wessely

Ich liege am Rain.
Um mich schwanken und tanzen Gräser, schlanke blaßgrüne Stengel mit zitternden Rispen. Die hellen Kugeln vom Löwenzahn schweben wie gläserne Laternen.

Ich liege am Rain im Grase.
Hundertfältig drängt und webt um mich das Grün: die Wiese. So weit ich sehe und höre, ist ihre kleine Welt, mit Stimmen der Stille. Ein ferner Vogelruf. Eine brummende Hummel und Knistern der Halme. Darüber das feine Sirren der Fliegen und Mücken. Ein vielstimmiger Chor. Blumengesichter nicken der Sonne zu — ihre Gebärde ist ein fröhliches Ja.

Im Blätterkelch des Frauenmantels glitzern gläserne Tropfen. Ein Sommerkälbchen trinkt aus diesem grünen Brunnen.

Auf dem moosigen Grund sind Ameisen unterwegs. Winzige rote Spinnen lassen sich von den hohen Halmen in die grüne Kühle herunter. Ein schlanker Laufkäfer geht in seinem kupfernen Harnisch daher. Die Grille geigt. Ihre Fiedel hat nur eine Saite, mit hohem sommerlichen Ton.

Von den Birken schaukelt ein Trauermantelpaar her. Samtdunkel. Es schwebt über der Wiese, vor dem schwarzgefleckten Vlies der Birken.

Ich liege am Rain im Grase.
Eine Wolke steht über den Halmen auf. Sie bläht sich weiß und blendend ins Blau. Ich schließe die Augen. Aber der Wind schlägt mir die Halme und Blumenköpfe ins Gesicht.

Stahlgrau und groß sinkt die Wolke auf mich herab. Wilder wird der Tanz der Halme. Fernher grollt Donner.

In dunklen Akkorden singen die Bäume.

Irr flattern, vom Windhauch gejagt, die Schmetterlinge dem Walde zu. Aber der Wind trägt die Wolke weiter, nur schütter fallen ihre großen Tropfen. Ich fange sie in den Schalen der Hände auf.

Wo kommt der Ausdruck her?



Ich wasche meine Hände in Unschuld ...

So sagt man heutzutage, wenn man mit irgendeiner unangenehmen Sache nichts zu tun haben und sich selbst unbeteiligt herausnhalten möchte.

Die reinigende Kraft des Wassers ist den Menschen von alters her bekannt. Man badete sich seiner Sünden frei, spülte mit dem Wasser alle Schuld von sich. Vor Gericht wusch sich der arme Sünder seine Hände, aber auch der Richter Pilatus wäscht sich, bevor er Christus verurteilte, vor allem Volke seine Hände, womit er kundtun will: Sehet, ich bin unschuldig am Tode dieses Mannes.

Friedrich Wilhelm I.

König, Statthalter und Amtmann Gottes auf Erden

*

Von Landesamtmann a. D. K. L. Erich Reichelt

II. Statthalter und Amtmann in Ostpreußen

Friedrich Wilhelm I. war bei seiner außerordentlich hohen Begabung für Organisation und Durchführung wirtschaftlicher Verhältnisse der allein richtige Mann für den werdenden Staat, insbesondere für seine Provinz Ostpreußen. Wer selbst auf dem Gebiete seiner Amtspflichten mit dem Rechnungswesen zu tun hatte, konnte immer wieder feststellen, daß alle Anordnungen, die er zu treffen und für deren Durchführung er Sorge zu tragen hatte, letzten Endes auf Befehle des „Beamtenkönigs Preußens" zurückzuführen waren.

Eine liebenswürdige Gedenkgabe erreichte den Schreiber dieser Zeilen aus der Hand des Direktors des Statistischen Landesamts der Ostpreußischen Provinzialverwaltung, des Professors Dr. Ernst F. Müller, kurz vor seinem Tode im Jahre 1958. Sie trägt den Titel „Unter dem schwarzen Adler" (Holsten-Verlag, Hamburg). Diese Sammlung preußischer Berichte und Anekdoten stellt eigentlich eine Art Verwaltungs-Katechismus für preußische Beamte dar. Wenn man dieses Andenken als alter Beamter durchgesehen hat, muß man es immer wieder erneut zur Hand nehmen, um sich davon restlos zu überzeugen, wie beispielhaft der Beamtenkönig seinen Amtspflichten nachging und er durch seine Anordnungen und durch regelmäßige Kontrollen dafür Sorge trug, daß die aufgestellten Etats auf jeden Fall durchgeführt wurden. Die preußische Oberrechnungskammer zählte dem Regimentschef (so lesen wir bei Herbert Blank) jeden Gamaschenknopf, dem Landrat jeden Chausseestein und einem Ministerium alle Papierbogen nach, die irgendwo angefordert oder falsch verbraucht worden waren. Man rechnete mit Bruchteilen von Pfennigen! Zu des Königs Zeit bis in die jüngste Vergangenheit. Und das war gut so!

Auf das angeführte Quellenmaterial einzugehen, führt zu weit. Hören wir eine Anordnung des Königs an den Kronprinzen vom Jahre 1722: „Arbeiten müßt Ihr, so, wie ich es beständig getan, denn ein Regente, der mit Honneur in die Welt regieren will, muß seine Affären alles selber tun, also seien die Regenten zur Arbeit erkoren und nicht zum Flaschenleeren und faulem Weiberleben."

Die Einzelpflichten, die ein Wirklicher Geheimer Rat nach dem von dem König selbst entworfenen Eid bei Übernahme seines Amts ganz selbstverständlich mit übernahm, aufzuführen, müssen wir uns ersparen, sondern wollen hier nur den Schlußsatz aus der Eidesformel anführen: „Ich N. N. gelobe und schwöre zu Gott, dem Allwissenden und Allmächtigen, daß ich alles dasjenige, was in diesem Eid enthalten, ich selber wohl bedacht, verlesen und wohl erwogen habe, ohne einzige heimblichen Reservation oder anderen Verstand als welchen Se. Königliche Majestät dabei haben, stät, fest und unverbrüchlich bis an meine sterbliche Grube halten und demselben allerdings geloben und nachkommen will. So wahr mir Gott helfe um Christi willen!"

Auf seinen Besichtigungsfahrten war der König zumeist nur von seinem Sekretär, seinem Kammerdiener Eversmann und dem Kutscher begleitet. Fast immer lud man sich beim Schulmeister des Dorfes zu Gast und schlief in der Scheune. Auf diese Weise war es dem König möglich, der Königin einmal vorzurechnen, daß er auf der langen Reise von Königsberg i. Pr. nach Berlin nur sechs Thaler (!) ausgegeben habe.

Nach einer anderen Quelle fragte der König einmal seine Gattin, was eine Mandel Eier (15 Stück) koste. Als die Königin darauf keine Antwort wußte, stellte der König fest: „Du wirst mein Erbteil sehr schlecht verwalten!"

Für den Sitzungssaal des Generaldirektoriums, der obersten preußischen Verwaltungsbehörde, ließ sich Friedrich Wilhelm I. porträtieren, wobei er mit dem Kommandostabe auf eine Statue der Gerechtigkeit zeigte, deren Waagschalen die Aufschriften trugen: Kriegskasse und Domänenkasse.

Der große Sohn dieses Königs rühmte später von seinem Vater: „Darum liebte ich die kleinen Einzelheiten, sie sind nicht ohne Ruhm, denn in ihnen liegt der erste Schritt, der zum Siege führt."

Verlockend wäre es, Beweise für die Art des großen Verwaltungsamtmanns anzuführen, was um des Raumes wegen aber unterbleiben muß. Nur das sei hier noch vermerkt: fast auf jeden Aktendeckel, der dem König vorgelegt wurde, stand mit wilder Faust geschrieben „Cito! Cito!" (Eilt! Eilt!).

Nur so war es dem König möglich, die Landschaft im Nordosten seines Landes, die dem ganzen Staat den Namen gab und die in der Gegenwart als „Provinz Ostpreußen" in Erscheinung trat, zu der Blüte und Bedeutung zu führen, die bis in unsere Tage noch ausstrahlten. Als der König im Jahre 1713 den Thron bestieg, war die Provinz eine arme, von der Pest verheerte Wildnis. In den 27 Jahren seiner Regierung war für den Soldatenkönig und seine Beamten das sogenannte „Retablissement Preußens" die wichtigste Aufgabe, die sogar Vorrang vor dem Aufbau der Armee hatte.

Von welcher Bedeutung die Aufnahme der Salzburger in der entvölkerten Provinz war, kann auch hier nicht entfernt behandelt werden. Auf Grund des Patents vom 2. Februar 1732 gab der König rund 17 000 Salzburgern im nordöstlichen Ostpreußen eine neue Heimat. Dieser Vorgang ist eine der Taten des Königs, die allein ihm ein bleibendes Gedächtnis sichern. Im Zusammenhange mit dieser Ansiedlung soll er einmal gesagt haben: „Mir neue Söhne, Euch ein neues Vaterland!"



Dieser zeitgenössische Kupferstich stellt die Einweisung der vertriebenen Salzburger in ihre neuen Höfe in Nordostpreußen dar.

In aller Kürze sei hier die Ursache dieser Umsiedlung, die Vertreibung der Salzburger aus ihrer Heimat, gestreift. Es waren rund 30 000 Protestanten, die aus ihren heimatlichen Gebieten um ihres Glaubens willen ausgetrieben wurden und in einer Zahl von rund 17 000 Seelen nach Ostpreußen gekommen sind. Sie erhielten vom preußischen Staat Höfe und Häuser. Ein Handwerkerhaus hatte drei Stuben und drei Kammern neben der Küche. Zum Hause gehörten ein Garten und ein halber Morgen Land. Der Preis dafür betrug 100 Thaler, die innerhalb von vier Jahren abgezahlt werden mußten. Durch den Fleiß und die Geschicklichkeit der vertriebenen Salzburger erhielten die Städte einen erheblichen Auftrieb; so belebte sich besonders die Stadt Gumbinnen, die 1732 nur 104 Häuser zählte, welche Zahl sich bereits in wenigen Jahren verdoppelte. Der Überlieferung nach entfielen auf die Städte Gumbinnen 237, Memel 158, Tilsit 141, Insterburg 130, Goldap 117, Darkehmen 108 Salzburger, während in Königsberg 715 verblieben. Die Mehrzahl der Einwanderer entfiel auf das Land, wo sich naturgemäß mancherlei Schwierigkeiten ergaben, da man zunächst nicht mit so vielen Menschen gerechnet hatte. Im Jahre 1773 konnte die Ansiedlung als beendet angesehen werden.

Die neuen Angehörigen des jungen preußischen Staates müssen sich verhältnismäßig schnell und gut eingelebt haben; so viel ist sicher, daß die Ostpreußen sich ihrer Abstammung aus Salzburg gerne erinnern und auf sie stolz sind.

Geht man den Quellen nach, dann läßt sich feststellen, daß das ganze Umsiedlungswerk auf das Wollen und Wirken des Königs zurückzuführen ist.

Sein Sohn, Friedrich II., hat am 27. Juli 1739 in einem Brief an seinen Freund Voltaire von Insterburg aus folgendes niedergelegt: „Endlich sind wir hier angekommen, lieber Freund. Wir waren drei Wochen unterwegs, und zwar in einem Lande, das ich für das Non plus ultra der zivilisierten Welt hallte. Es ist eine in Europa wenig bekannte Provinz, die freilich bekannter zu sein verdiente, da sie als eine Schöpfung des Königs, meines Vaters, gelten kann." Nach einer Schilderung des Landes heißt es weiter: „Seitdem hat der König keine Ausgabe gescheut, um seine heilsamen Absichten zu verwirklichen. Er erließ zunächst weise Reglements, baute alles, was die Pest zerstört hatte, wieder auf und ließ Tausende von Familien aus allen Ecken Europas kommen . . . Litauen besitzt über eine halbe Million Einwohner. Es zählt mehr Städte und Herde als früher, hat mehr Wohlstand und Fruchtbarkeit als irgend eine Gegend Deutschlands. Und alles ist lediglich dem König zu danken, der die Ausführung persönlich angeordnet und geleitet hat. Er hat die Pläne entworfen und sie allein ausgeführt; er hat weder Mühe noch Sorge, noch Versprechungen oder Belohnungen gespart, um einer halben Million denkender Wesen Glück und Leben zu sichern. Ihm allein verdanken sie ihr Wohlergehen und ihre Versorgung." (Quelle: Heimat im Herzen. Wir Ostpreußen. Hrgg. von Günther Ipsen.)

Abschließend mag folgende Feststellung stehen, die aus dem Geschichtswerk von Leopold von Ranke entnommen ist („Preußische Geschichte". Ausgew. u. bearbeitet von Prof. Dr. Hans-Joachim Schoeps. Eike Techow Verlag, Darmstadt):

„Friedrich Wilhelm I. hegte nicht den mindesten Zweifel, daß nach Gottes Ordnung alle Untertanen schuldig seien, ihm in seinem Heere zu dienen, nur zu ihrem Schutze, „Landes und Leuten" lediglich zum Besten.

Man sieht überall den sorgsamen und gebieterischen Hausherrn, der seine Erträge erhöhen will, ohne jedoch, wie er versichert, die Untertanen zu drücken, die er vielmehr in besseren Stand zu bringen sucht."

Ob es dem großen Beamtenkönig Preußens überall gelang, seine Pläne durchzuführen, dieses nachzuprüfen, kann nicht Aufgabe dieser kurzen Arbeit sein. Der Verfasser hat lediglich versucht, aus vielerlei Selbstzeugnissen sowie zeitgenössischen Stimmen und Urteilen und solchen der Nachwelt, gleich Mosaiksteinen, das Bildnis dieses preußischen Königs zusammenzusetzen. Eine letzte Stimme mag hier abschließend stehen aus der Feder des letzten deutschen Königs und Kaisers Wilhelm II. über seinen Vorfahren (Wilhelm II.: „Meine Vorfahren"):

„So wurde Friedrich Wilhelm I. der Schöpfer der berühmten preußischen Beamtenschaft — ehrenfester, fleißiger, strebsamer, unbestechlicher Männer-, einer Institution, wie sie keinem seiner damaligen Kollegen zur Verfügung stand, die vorbildlich für die ganze Welt und unerreicht blieb."

Friedrich Wilhelm war fest davon überzeugt, daß alles, was er tat, zum Wohle seines Staates und seiner Untertanen geschah, und in dieser Überzeugung ist er zu seinem Herrgott eingegangen.

Sein Begräbnis ist nach einem genau festgelegten Befehl erfolgt. Sein „Langes Potsdamer Riesenregiment" gab ihm dabei die letzten Ehren, um nach seinem Tode aufgelöst zu werden.

Wenn wir hier auf einige seiner Redewendungen hingewiesen haben, sein „Cito! Cito" — dann darf der Hinweis nicht unterlassen werden, daß auf Dokumenten, die nicht nach seiner Meinung waren, drei Worte standen: „Narrenpossen, Narrenpossen, Narrenpossen!", die so recht seine Anschauung zum Ausdruck brachten und zu seiner Zeit auch zu Recht bestanden haben dürften.

„Üb immer Treu und Redlichkeit"

Während der schweren Bombenangriffe auf die Landeshauptstadt Stuttgart wurde mit dem Rathausgebäude auch das alte Glockenspiel vernichtet. Das Verwaltungsgebäude, das in zeitgemäßen Formen erneuert worden ist, hat im Rathausturm wieder ein neues Glockenspiel erhalten. Diese Tatsache führte zu heftigen Erörterungen in der Lokalpresse darüber, welche Lieder gespielt werden sollen. Die Vorschläge, nicht die alten, sondern moderne Lieder erklingen zu lassen, wurden fast einstimmig abgelehnt.

Der heute in Stuttgart lebende Mitarbeiter unseres Blattes, Landesamtmann a. D. K. L. Erich Reichelt, wandte sich an den Stuttgarter Oberbürgermeister unter Hinweis auf das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonskirche mit dem Vorschlag und der Bitte, von dem Stuttgarter Glockenspiel ebenfalls das „Üb immer Treu und Redlichkeit" spielen zu lassen. Wie unserem verdienstvollen Landsmann nun bestätigt wurde, soll diesem Vorschlag nach Möglichkeit entsprochen werden.

Alle Preußen und Deutschen werden daher zu gegebener Zeit im Süden des Landes jenes Lied wiederhören, das Generationen von preußischen Beamten in ihrer Pflichtauffassung den Grundton gab und das seinerzeit auf Befehl Friedrich Wilhelm I. geschaffen wurde, sich selbst und den anderen zu stetiger Mahnung.

Die Frömmigkeit Friedrich Wilhelm I.

Von Jochen Klepper

Als er König wurde, las er — ehe morgens um 4 Uhr die Kammerdiener eintraten, ihn als Obristen anzukleiden und ihm die braunen Locken zum adretten Zopf zu drehen — regelmäßig schon einen Abschnitt in seiner Postille, Amadeus Creutzbergs „Täglicher Andacht". Eigentümlich scheu wachte er darüber, daß niemand seine Zeichen in den frommen Schriften nachsah. Es war nämlich die Art des Königs, die Stellen der Postille und der Heiligen Schrift, die ihn am stärksten berührten, mit einem scharfen Einschnitt seines Daumennagels zu bezeichnen. Sein Erster Diener, der es beobachtet, nachgelesen und darüber gesprochen hatte, wurde auf die Feste Spandau gebracht, so furchtbar war dem König, aufgedeckt zu sehen, was zwischen Gott und ihm geschah. Bibelworte waren da von einer solchen Schwere, daß sie wahrlich nicht zum Lakaiengeschwätz herabsinken durften: „Es ist Gottes Ehre, eine Sache zu verbergen; aber der Könige Ehre ist's, eine Sache zu erforschen. Der Himmel ist hoch und die Erde ist tief; aber der Könige Herz ist unerforschlich."

Frühe schon war er beschattet von der Ahnung, daß Könige vermögen müssen, mehr zu leiden — und schwerer zu sündigen als andere Menschen. Mitten in die unüberbrückbare Kluft zwischen himmlische und irdische Ordnung gestellt, Hauswalter der göttlichen Geheimnisse und Wahrer aller menschlichen Ordnung, glaubte er angesichts ihrer Unvereinbarkeit, mehr denn jeder Untertan der göttlichen Vergebung zu bedürfen. Denn er war zerrissen von dem Zwiespalt, Herrscher und Büßer in einem zu sein. Und spät, sehr spät erst dämmerte ihm die Hoffnung, auch dies sei unter Gottes Vergebung gestellt: Daß die Könige nicht vergeben dürfen wie andere Menschen; daß sie harte Richter sein müssen um jeglicher zerstörten Ordnung willen. Seine Krone war ihm wie eine Dornenkrone geworden, sein Zepter zum Kreuz; und über dem Königsthron ragte vor seinem inneren Auge Gottes Richterstuhl auf. Ihn schauerte davor, ein König zu sein und richtend und fordernd als irdischer, sündiger Mensch das Gleichnis des verborgenen Gottes aufrichten zu müssen, der keine andere Offenbarung von sich zuließ als das Kreuz.

Die Könige sah er am tiefsten gebeugt unter Gottes Gericht.

(Aus Jochen Klepper „Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande", Berlin 1938.)

Die Redlichkeit feiert Geburtstag

Vor 190 Jahren schuf Friedrich der Große den Pfandbrief

Der Staat Friedrichs des Großen ging im Inferno des Zweiten Weltkrieges unter; die Gesinnung, die ihn erfüllt hatte, steht nicht mehr hoch im Kurs. Die Stiftung „Preußischer Kulturbesitz", die Namen und Schätze eines Zeitabschnitts großer deutscher Geschichte bewahrt, wäre beinahe dem föderalistischen Sturmangriff glücklicherer Länder zum Opfer gefallen, wenn nicht das höchste deutsche Gericht diesen Angriff abgeschlagen hätte.

Immerhin, einer auf Gelderwerb besonders erpichten Generation gelang es, den friderizianischen Ausverkauf auf einem abseitigen Gebiet zu stoppen, auf dem es der König verstanden hatte, der Redlichkeit zu einem Triumph zu verhelfen. Ihn hatte nicht nur die Münzverschlechterung gefuchst, die im Verlauf des siebenjährigen Krieges das preußische Geld entwertete („Von außen schön, von innen schlimm, von außen Friedrich, von innen Ephraim"), was die Schuldner veranlaßte, sich ihrer Verpflichtungen auf eine billige Art zu entledigen. Ihn drückte es im besonderen, daß das Kreditwesen darnieder lag und den Wiederaufbau seiner im Kriege verwüsteten Provinzen verhinderte. Da war es der Berliner Kaufmann Bühring, der dem König riet, den großen Verbänden der adligen Grundbesitzer, den sogenannten Landschaften, das Recht zu verleihen, Wertpapiere in Umlauf zu bringen, „die im Handel und Wandel als Bargeld coursieren sollen".

So geschah es, daß am 29. August 1769 Friedrich II. in Breslau die „Königliche Cabinets-Ordre, die Wiederherstellung des landwirtschaftlichen Credits betreffend", unterzeichnete. Es war der Geburtstag des Pfandbriefes, dessen Grundgedanke darin bestand, leicht handelbare Schuldverschreibungen zu schaffen, auf welchen verbrieft wird, daß dem Inhaber beispielsweise 100 Taler nebst Zinsen geschuldet werden und daß für diese Schuld Grundstücke und Gebäude als „Pfand" haften. Mit dem Pfandbrief war damit das klassische Wertpapier geschaffen, dessen Schwester, die Kommunalobligation, auf den gleichen Geschäftsgrundsätzen aufgebaut wurde.

Im Jahre 1958 kaufte die Bevölkerung etwa doppelt soviele Pfandbriefe und Kommunalobligationen wie Aktien und dreimal so viel wie Investmentcertifikate. Die verbriefte Sicherheit und die Festverzinslichkeit dieses Wertpapieres veranlaßt einen großen Teil der Öffentlichkeit, dieser Geldanlage den Vorzug vor den mehr spekulativ ausgerichteten Wertpapieren einzuräumen. Im Mai 1959 betrug ihr Absatz in Westdeutschland 435 Millionen DM, 100 Millionen mehr als im Vergleichsmonat des Vorjahres. An die Stelle der Landschaften des alten Preußens sind die 48 Boden- und Kommunalkreditinstitute getreten, sogenannte Pfandbriefanstalten. Auf diesem Wege angesammeltes Kapital dient weitgehend dem Wohnungsbau.

Im Jahre 1852 übernahm Frankreich, wenn auch in etwas anderer Gestalt, diese Form des Wertpapiersparens. Auch die Schweiz und Österreich schlossen sich an. So lebt eine auf Redlichkeit und Sicherheit für den Sparer gegründete Idee des Preußenkönigs auch heute noch fort.

Kif.

Fideles Ostpreußen

Schnurren, Wippchen und Speränzchen aus der alten Heimat

Von Hermann Bink

Der neue Band der „Kleinen Eichland-Reihe" (DM 2,20)

Mit vielen Illustrationen von Herbert Wentscher

Eine kleine Leseprobe, die für sich spricht:

Die gute Gelegenheit

Der praktische Arzt Dr. R. zu Fischhausen, von Hause aus sehr wohlhabend, behandelte manche Patienten, deren wirtschaftliche Lage gerade nicht rosig war, auch unentgeltlich und verordnete mitunter auch sogenannte „Hauskuren". So kam auch einmal ein biederer Kleinbauer und klagte über eine sehr schlimme Erkältung, die er gar nicht los werden könne. Der Arzt untersuchte ihn und fand, daß er es ganz arg auf der Brust hatte. „Ja, lieber Freund, das macht das Sauwetter. Aber was soll ich Ihnen da viel verschreiben? Da ist animalische Wärme das beste und einfachste Mittel! Das geht mir mitunter auch so. Und wissen Sie, was ich dann tue? Ich krieche zu meiner Frau ins Bett, kuschle mich so schön an — und das ist ein ganz hervorragendes Mittel! Das empfehle ich Ihnen auch!"

„Ist mir schon recht, Herr Doktor, wann paßt es denn Ihrer Frau?"

Eine selbstverordnete Bettruhe

Auf einem größeren Bauernhof zu Bludau erkrankte eines Tages die Dienstmagd und lag zu Bett. Die Landwirtsfamilie war im ganzen Kreise Fischhausen als geizig verschrieen. Nachdem der Zustand sich am dritten Tag nicht gebessert hatte, wurde der oben erwähnte Arzt gerufen. Er kommt ans Krankenbett.

Untersucht den Puls. — Ist in Ordnung. — „Hast Du Halsschmerzen?" — „Nei, Herr Doktor!" — „Zeig' mal Deine Zunge!" — „Die Zunge ist nicht belegt! Hast Du Leibschmerzen?" — „Auch nicht, Herr Doktor!" — „Ja Mädchen, was fehlt Dir denn, wenn Dir nichts wehtut?" Darauf die Patientin: „Ich will es Ihnen verraten, Herr Doktor! Ich hab schon seit drei Monaten keinen Lohn bekommen. Da hab' ich gedacht, da könnt' ich mal e paar Tage Bettruhe vertragen!"

Auf diese Antwort war der Arzt doch nicht gefaßt, aber er rief lachend aus: „Na denn rück man an die Wand, Marie, ich muß mich dann zu Dir legen. Mir hat die Gesellschaft seit vier Jahren keine Doktorrechnung bezahlt!"

Aus der Anfangszeit des Skisports

Der junge Arzt im Bezirke der Kernsdorfer Höhen wird in ein Dorf zu einer Frau gerufen, die ihrer Niederkunft entgegensieht. Da hoher Schnee liegt, benutzt



er seine Schneeschuhe, die er vor dem Ort auszieht und auf der Schulter trägt. Eine alte Bauersfrau sieht ihn vorbeikommen und ruft ihrer Nachbarin zu: „Minna, wer ös datt?"

„Kennst dem nich, datt ös doch de Dokta, dem se toa der Schlingsche geroope hebbe, wiel da doch de Popp ankömmt."

Da schreit die Alte entsetzt: „De leewe Gottke stoah Vöh onn Mönsche bie! Watt häfft he bloß fa Inschtrumente mötgebroacht! Ne, da wöll eck nuscht mehr möt dem Hoadebahr toa dohne hebbe!"

Auslieferung Ende September.

Bestellen Sie bitte sofort diese schöne Quelle ostpreußischen Humors des bekannten Vortragskünstlers Hermann Bink, der vielen Landsleuten noch von seiner Tätigkeit am Stadttheater Königsberg in bester Erinnerung ist.

Bestellungen an:

Heimatbuchdienst Johannes Guttenberger, **Braunschweig, Donnerburgweg 50**

Der unerbittliche Tod hat wieder schmerzliche Lücken in unsere Reihen gerissen. In herzlicher Anteilnahme an der Trauer und dem Leid der Hinterbliebenen geben wir bekannt das Ableben

des Turnbruders

Otto Kuberka

vom Männer-Turn-Verein Lyck * 4. 7. 1893 † 12. 6. 1959

der Turnschwester

Edith Ziegler

vom Frauen-Turn-Verein Königsberg * 1. 10. 1904 † 12. 7. 1959

des Turnbruders

Josef Hoffmann

vom Männer-Turn-Verein Bromberg * 8. 4. 1886 † 28. 7. 1959

der Turnschwester

Gertrud Wowerat

geb. Pohl

vom Königsberger Männer-Turn-Verein v 1842 * 24. 1. 1898 † 18. 8. 1959

des Turnbruders

Eduard Grigoleit

vom Königsberger Männer-Turn-Verein v. 1842 * 1. 8. 1885 † 19. 8. 1959

— jahrzehntelang Betreuer der KMTV-Ortsgruppe Berlin

In treuer Liebe zur Heimat und zur deutschen Turnbewegung haben die Verewigten bis zuletzt regen Anteil an unserer Gemeinschaft genommen. Ihr Andenken werden wir hoch und in Ehren halten.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

STELLENANGEBOTE





Stärkt Euer Heimatblatt

Jeder Leser wirbt einen neuen Abonnenten im Jubiläums-Jahrgang der „Ostpreußen - Warte".

Er versetzt uns dadurch in die Lage, noch mehr als bisher die kulturellen und heimatpflegerischen Belange wahrzunehmen und das Blatt noch reicher als bisher mit Heimatbildern zu versehen.

Hier ausschneiden!

Ich bestelle hiermit mit dem Recht auf jederzeitigen Widerruf die

Ostpreußen-Warte

Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe
Ausgabe B — Königsberger Neue Zeitung
Ausgabe C — Neue Ermländische Zeitung
(Nicht Gewünschtes bitte durchstreichen)

zur Lieferung durch die Post zum Preise von vierteljährlich 1,50 DM zuzügl 0,09 DM Bestellgeld. Betrag liegt bei.

Vor- und Zuname

Jetziger Wohnort

(Genaue Postanschrift und Postleitzahl)

Datum Unterschrift

Im Umschlag als Drucksache senden

An die

Ostpreußen-Warte

Eichland-Verlag, Göttingen

Braunschweig

Donnerburgweg 50

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 9 Ausgabe B der Ostpreußen-Warte September 1959

Königsberg - die Stadt der Konditoreien

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Wenn wir unserer teuren Vaterstadt gedenken, wer von uns erinnerte sich nicht auch mit Freude und Wehmut der Königsberger Konditoreien?

Wie wunderschön saß es sich an warmen Sommertagen auf der Terrasse bei Schwermer, wenn auf der Schloßteichpromenade die Menschen hin- und herflanierten und auf dem schwarzen Wasser lampiongeschmückte Bootchen leise plätschernd hin- und widerhuschten! Und wie bescheiden hatte Schwermer auf der westlichen Münzstraßenseite angefangen!

Wer denkt nicht gern an die schönen Kuchen bei Gehlhaar; an den wackeren Konditor Arthur Tobias in der Kneiphöfischen Langgasse, dessen Vater bereits lange Jahre hindurch eine Bäckerei in Königsberg betrieben hatte; an Plauda, von wo man den immer interessanten Blick auf das Hundegatt mit seinen schönen Speichern hatte, und an Zappa, die beide sogar im Bädeker von 1914 prangten mit dem lakonischen Vermerk: „in beiden Marzipan, das Kg. 4 Mark"; an Müller, früher Barthel, wo die kleinen Straßenjungen das soeben erbettelte Geld in eine große Tüte Kuchenkrümel umsetzten, wie der Verfasser als Knabe von seinem gegenüberliegenden Geburtshaus aus beobachten konnte, an Ernst Schulte, der mit den besten Makronentorten Königsbergs aufwarten konnte; an Neuhaus auf dem Steindamm, bald hinter der Kirche, wo es so herrliche Apfelsinentörtchen gab (die Konditorei überlebte freilich den ersten Weltkrieg nicht); an Petschlies, und wie sie alle hießen.

Dabei soll von den Königsberger Cafés gar nicht die Rede sein, da ihnen das Intime der Konditoreien völlig abging.

Und dann die schönen Konditoreien „vor den Toren"! Das stets vollbesetzte Lokal von Amende, hervorgegangen aus „Etablissement Villa Bella", das „Café Benther", später Liedtke, im Tiergarten und die „Hammerschmiede", wo es sich so reizend an den flüsternden Pappeln der Zwillingsteiche saß!

Und welch herrlichen Kuchen gab es bei uns! Schon der Königsberger Philosoph Rosenkranz, ein gebürtiger Magdeburger, hatte in seinen „Skizzen" vom Jahre 1842, in denen er den Konditoreien ein besonderes Kapitel widmete, herausgefunden, daß die Güte der Torten, Kuchen, des Gebäckes umsomehr zunimmt, je weiter man nach Nordosten kommt. Jeder Weitgereiste wird das auch gegenwärtig bestätigen. Die Kuchen des Italien von heute sind ungenießbar; in Österreich wundern wir verwöhnten Königsberger uns, wie den dortigen Einheimischen bei den trockenen Linzer- und Sacher-Torten das Wasser im Munde zusammenlaufen kann — trotz allem „Schlagober"! Und in München ist es in den dortigen verräucherten Cafés auch nicht besser!

Aber reiste man vor den Weltkriegen nach Mitau, Riga oder St. Petersburg, so nahm die Verfeinerung in den Leckerbissen immer mehr zu, wobei ich nicht nur an die russische Küche, sondern auch an die köstlichen Konditoreierzeugnisse denke. Diese waren freilich zu gutem Teil gerade Königsberger Konditoren zu danken; denn diese waren in Rußland sehr gesuchte Arbeitskräfte.

Rosenkranz ging mit wissenschaftlicher Gründlichkeit der Ursache der guten östlichen Zuckerbäckerei nach: er glaubte sie im kälteren Klima, in den langen kalten Wintern und im verhältnismäßigen Mangel an süßem Obst zu erkennen. Er mag recht haben, wenn auch seitdem der Obstanbau in Ostpreußen erheblich angestiegen war.

Sowohl die Zahl der Königsberger Konditoreien, wie das „Interieur" ihrer Lokale war von jeher für Königsberg bezeichnend. Sie gehörten zu dem Besonderen unserer Stadt und trugen zu deren Charakter bei — wie die Flecklokale oder unsere Weinstuben. Niemand empfand das mehr als die Fremden aus Berlin, Stuttgart, Köln oder Leipzig, in deren Städten die Konditoreien niemals eine derart in die Augen fallende Erscheinung waren.

So beginnt Rosenkranz sein erwähntes Kapitel über die Königsberger Konditoreien mit dem lapidaren Satze: „In Königsberg sind sehr viele und sehr gute Konditoreien." Man sieht, selbst ein Philosoph hielt die Konditoreien unserer Vaterstadt eines humorgewürzten Essays nicht für unwert und sah in ihnen ein Stück Königsberger Kulturgeschichte, um so mehr, als es die Zeit des Biedermeiers (Ludwig Eichrodt) war, die an bürgerlicher Behäbigkeit besonderen Gefallen fand.

Dr. Alexander Jung, der 1846 ein ziemlich hausbackenes Buch „Königsberg und die Königsberger" schrieb, unterstrich Rosenkranz' Urteil: „Königsberg ist nicht bloß die Hauptstadt Preußens, Königsberg ist auch die Hauptstadt der Konditoreien." Dann behauptete er, Königsberg hätte (1846!) ungefähr so viele Konditoreien, als Leipzig Buchhändler. Stimmt dies, so waren wir Königsberger schon damals gewaltige Leckermäuler — wofür schon der große Weihnachtsverbrauch an unserer weltberühmten Spezialität, dem Marzipan, spricht. Zwar müssen wir um der geschichtlichen Wahrheit willen zugeben, daß Lübeck als erste Stadt Deutschlands das Marzipan aus Venedig einführte; von dort erst kam es nach Königsberg. Aber dadurch, daß die Königsberger Zuckerbäcker es erst waren, welche die Bräunung des Marzipans erfanden und es so lecker mit Zuckerguß und kandierten Früchten zu den herrlichsten Gemälden zusammenstellten, während Lübeck sein Marzipan noch heute bloß bemalt, was uns geradezu unappetitlich erscheint, lief unser Marzipan dem Lübecker im Wohlgeschmack und Weltverbrauch weit den Rang ab.

War also Königsberg schon 1846 die „Hauptstadt der Konditoreien", so erhebt sich von selbst die Frage, seit wann es eigentlich in Königsberg Konditoreien gab?

Konditor kommt vom lateinischen „conditus" (= gewürzt). Aber „Conditio" ist im alten Rom nicht nur das Würzen der Speisen, sondern auch das Einlegen von Früchten. Der Zucker aus dem Zuckerrohr war ja schon den alten Ägyptern bekannt. Das Backen aber ist so alt wie der Pflug, also vorgeschichtlich. Bei den Römern wird der selbständige Berufsstand der Bäcker schon 174 v. Chr. erwähnt. In Deutschland war das Backen zuerst Sache der Frauen und Leibeigenen. Bald aber gab es schon in den ersten Stadtsiedlungen und Klöstern handwerksmäßige Bäckereibetriebe.

Im Königsberger Staatsarchiv befand sich ein „Verzeichnis der Rollen, so von der Stadt-Obrigkeit in Königsberg den Gewercken ertheilet" von 1652, nach der die ersten Bäckerrollen-Satzungen aus den Jahren 1207, 1407 und 1536 stammen sollen.

Der lächerliche Druckfehler 1207 läßt leider im Unklaren, in welchem Jahre tatsächlich die erste Satzung eines selbständigen Bäckergewerbes gegeben wurde; die älteste erhaltene Urkunde über das Bäckerhandwerk in Königsberg stammt von 1305; sicher ist ferner, daß es bereits in früher Ordenszeit in Königsberg Festbäcker (Brotbäcker) und Losbäcker (Weißbrot- und Kuchenbäcker) gab. (Diese uns heute fremde Bezeichnung konnte man noch zu meiner Jugendzeit allenthalben an Firmenschildern lesen: Los- und Kuchenbäckerei.)

Der Orden hatte eine eigene Bäckerei im Schloß; um 1400 gab es in der Altstädtischen Langgasse „brotbäncke"; die Stelle der Kneiphöfischen wird durch den Namen Brodbänkenstraße festgehalten; sie wird erstmalig 1563 genannt.

Aus der Bäckerordnung von 1507 durch Hochmeister Friedrich erfahren wir die verschiedenen Gebäcksorten: die Festbäcker stellten her: „Esse Schilling Brodt; Schilling Strücell mit 8 Kneusen [= Kniestchen]; drey Pfennig Brodichen; Pfennigwegke, eben gestuppt", die Losbäcker: „Schillingstrüczel; Loosbrodt; Semmel; Pfennigpomel [= Pamelchen]."

Als Gründungstag der Königsberger Bäckerinnung galt lange der 12. August 1551, weil in den Innungsakten von altersher notiert war, daß eine Urkunde im Königsberger Staatsarchiv unter diesem Datum das Bäckerhandwerk erwähnt.

Dies schließt nicht aus, daß die Königsberger Bäckergewerke viel älter sind; ja, meistens hatte es in den drei Städten Königsberg sechs Bäckerzünfte gegeben. Während die Festbäcker in jeder Stadt ein Gewerk behielten, vereinigten sich die Losbäcker der drei Städte am 14. März 1557 zu einem Gewerk; damals gab es also vier Bäckergewerke. Doch bei der Zwietracht zwischen den drei Schwesterstädten hatte dieser Zusammenschluß keine Dauer, um 1600 war die Verbindung wieder gelöst.

Was buken die Losbäcker eigentlich?

Diese Frage beantwortet eine Gewerksrolle der „Kuch- und Loßbecker" von 1698 im Königsberger Staatsarchiv. Sie schreibt vor: „Das Ehrbare Gewerck der Kuch- und Loßbecker soll . . . auff eine andere unterschiedene Arth und Weisen ihr Brodt sowol auß Weitzen alß Roggenmehl backen, alß das Gewerck der Festbecker, indem das Gewerck der Loß- und Kuchenbecker . . . allein Semel, Strützel, Pretzel, Biegelkuchen, Fladen und Pfefferkuchen ohne Gerstelung zu backen macht . . ." Den Festbäckern war das Gersteln vorbehalten; beiden wurde die verschiedene Handhabung der Backbretter zur Pflicht gemacht.

Wir erinnern uns dabei, daß Pfefferkuchen ein sehr altes Gebäck sind, über deren Entstehung zur Ordenszeit durch eine Nonne Katharina in Thorn, ehemals eine gefangene litauische Prinzessin, eine Thorner Sage launig berichtet. Auch der Stritzelgasse gedenken wir hierbei, die zum ersten Male von Caspar Stein, dem Königsberger Baedeker, 1644 in seinem „Peregrinator" erwähnt wird. Hier wohnten die Losbäcker.

In diesem interessanten Büchlein zählt Stein gewissenhaft alle „Krüge" — Gaststätten, meist mit Übernachtungsbetrieb — auf, Konditoreien in unserem Sinne nennt er nicht. Dagegen erwähnt er „Zuckerbäcker".

Eine Eingabe vom 13. Juli 1672 der „sämbtlichen Meister der Köche und Pastetenbäkker in Königsbergk umb gnädige Ertheilung einer Rolle oder articulobriefes ihrer Gewercke betreffend" verrät die Existenz von Pastetenbäckern. Der Antrag wurde vom Kurfürsten abgelehnt, weil die Pastetenbäcker „Ursach zur Verschwendung und übermäßigen tractamenten geben".

Im Jahre 1741 gab es in Königsberg neben 132 Festbäckern 83 Losbäcker, 1800 78 bzw. 59.

In dem Kapitel seines Buches „Dinge, die Fremden zu wissen nöthig und nützlich sind" schreibt v. Backo 1804: „Es gibt hier viele Speisehäuser... Die Weinhäuser... zeichnen sich durch den ausgehängten Kranz, Kuchenbäcker, die beständig Gebackenes und Erfrischungen feilhalten, durch einen besonderen Schild aus. Die hier befindlichen Billards und Coffeehäuser sind im Adreßkalender verzeichnet . . ."

Also auch hier nicht das Wort „Konditoreien", obgleich sie sachlich klar von Gasthäusern, Speisehäusern, Weinhäusern und Kaffeehäusern abgetrennt werden!

Am 28. Oktober 1802 verordnete eine kgl. Cabinettsorder an den Staatsminister Freiherrn v. Schrötter die Aufhebung der Unterschiede zwischen Fest- und Losbäckern, wogegen sich die Meister heftig wehrten. Es blieb beim alten, da der Staat sehr bald andere wichtigere Sorgen hatte, aber seit 1856 bemühten sich Regierung und Magistrat Königsberg erneut, die beiden Gewerke zu einer Innung zusammenzuschließen. Trotz hartnäckiger Weigerung wurde am 20. Oktober 1858 die neue Innung gegründet unter dem Namen: „Bäcker-Konditoren- und Pfefferküchler-Innung zu Königsberg". Endlich also wird hier zum ersten Male der Name Konditor offiziell gebraucht. In der neuen Innung waren 118 Meister und 108 Gesellen der Festbäcker- und 85 Meister und 52 Gesellen der Losbäckerinnung. Die erste Sitzung fand am 21. Februar 1859 statt. Doch bereits im nächsten Jahre zeigte es sich, daß die Konditoren und die Pfefferküchler der Innung fernblieben. So kam es 1884 zur Gründung der „Vereinigten Bäckerinnung zu Königsberg i. Pr.", die sich 1898 in „Freie Bäckerinnung" umtaufte, und am 1. April 1894 zur Gründung der Königsberger Konditorinnung.

So lange also hat es gedauert, bis die Konditoren in Königsberg „amtlich" wurden! Dabei hatten die Losbäcker schon längst neben Hefegebäck Zucker- und Schmandkringel, Bisquit-, Anis-, Cardamonkuchen, Blätterteig, Pfefferkuchen und selbst einfache Glasbonbons hergestellt. Und von da zum Konditorkuchen war es nur ein Schritt — man mußte nur die Kunst verstehen.

Wie mir Bäckerobermeister Richard Popp freundlichst mitteilt, gab es übrigens noch bis in unser Jahrhundert „Zuckerbäcker" und „Pfefferküchler" in Königsberg. Die letzten Pfefferküchler waren Heyduschka, Altstädtische Bergstraße, und Robert Schulz, Löbenichtsche Langgasse; die Bezeichnung „Zuckerbäcker" führte als letzter Richard Jarzembowski, der sich später „Zuckerwarenfabrikant" nannte.

So hatte die Königsberger Konditorinnung also seit 1894 ihren eigenen Obermeister; der letzte war Ernst Schulte. Denn die Herrlichkeit währte nicht lange; während des zweiten Weltkrieges wurden beide Innungen wieder unter dem Obermeister der Bäcker, Richard Popp, zusammengelegt. Die Konditoren bildeten nur eine Fachgruppe.

Aus dem schemenhaften Dasein der zweifellos in Königsberg längst vorhandenen Konditoreien tritt erst um die Jahrhundertwende 1800 ein Name klar und wohlbekannt hervor: der des „Zuckerbäckers" Pomatti.

1797 hatte der Fiskus das schöne Palais des Stadtpräsidenten Theodor Gottlieb v. Hippel in der Junkerstraße seinen Erben abgekauft und den Postbetrieb aus dem 1724 erbauten „Postpackhaus", das sich in der Altstädtischen Bergstraße da befand, wo heute der Brunnen mit dem Ordensritter die Schloßfreiheit ziert, dorthin verlegt, so daß aus diesem Teile der Junkerstraße nun die „Poststraße" wurde.

Als das „Postpackhaus" freigegeben wurde, zog Pomatti bald danach oder etwas später in dasselbe und richtete hier seine Konditorei ein. Ob ihn die gute Lage am Altstädtischen Kirchenplatz oder gar das Standbild König Friedrich Wilhelms I., das in einer Nische dieses Hauses stand, lockte, so daß er bestimmt der einzige Konditor in der Welt war, der seinen Gästen zugleich mit einem Denkmal aufwarten konnte, sei dahingestellt.

An seinem guten Ruf werden aber wohl seine vortrefflichen Torten den größten Anteil gehabt haben, denn Rosenkranz berichtet 1842, daß es Leute gab, die in Pomatti „den ersten Kuchenkünstler im preußischen Staate ehrten" und „den berühmten Spagnapony in Berlin nur als seinen Schüler" bezeichneten.

Ferdinand Falkson erzählt von der Pomattischen Konditorei folgende nette Geschichte:

„In den vierziger Jahren studierte in Königsberg ein Lord Fitz-Morris; angeblich war er von seinem Vater nach Königsberg verbannt; die Gründe dieser Verbannung ließ sich S. Herrlichkeit niemals aus. Dieser edle Lord verzehrte also einmal bei Pomatti für wenige Groschen Kuchen und präsentierte darauf zur Zahlung eine 100-Pfund-Note. Als Pomatti ihm erklärte, er sei außerstande, in barer Münze herauszugeben, weigerte sich Mylord, die Banknote zurückzunehmen. In seinem gebrochenen Deutsch erklärte er: Lassen Sie — ich werd's abessen! — Tempi passati!"

Pomattis Nachfolger wurde der Konditor Sterkau. Er erbte mit Pomattis Konditorei seinen trefflichen Ruf und galt als der damals erste Konditor Königsbergs. Es gewährt einen eigenen Reiz, dem Schicksal der Konditoreien nachzugehen. Sterkaus Nachfolger, in dem gleichen Postpackhause noch, aber schon nach 1900, wurde Petschlies. Der verlegte bei der Freilegung des Schlosses 1907, dem das alte Haus zum Opfer fiel, seine Konditorei an die östliche Ecke Altstädtischer Markt - Altstädtische Bergstraße, gab diese Räume aber in den zwanziger Jahren an Alexander und Echternach ab und baute sein Haus Ecke Kaiser-Wilhelm-Platz/Altstädtische Langgasse. Nach seinem Tode — um 1930 — übernahm sein Schwiegersohn Liedke — der Nachfolger des Café Benther im Tiergarten — seine Konditorei.

(Schluß folgt)

Alte Hausinschriften

Die Seel vom Leib, der Mensch vom Haus
ziehen aus ihrer Herberg aus.
Nach dieser Eitelkeit der Himmel ist bereit.

An einem Wohnhaus in der Altstädtischen Langgasse in Königsberg.

Alles Tun auf Gott gebaut,
keinem Menschen recht getraut,
nicht zu groß und nicht zu klein,
höflich, doch nicht zu gemein,
viel Geduld bei wenig Geld:
so kommt man fort in aller Welt.

An einem Wohnhaus in Königsberg.

Bauen ist eine große Lust,
nur daß es viel kost.
Welches ich nicht gewußt,
doch bau ich wie mir's gefällt,
was fragst du darnach,
es kost mein Geld.

An einem Haus in der Brodbänkenstraße in Königsberg.

Erstens bete genug und zweitens fröne
der Arbeit,
weise Vorsehung gibt, daß du nicht hoffest
vergebens.

Ebenfalls Altstädtische Langgasse.

Die Natur hat uns gelehret wohl,
daß niemand sich bereichern soll
mit andrer Schaden und Verderb,
sondern mit Gott und Ehren sein Brot erwerb.
Alle die mich meiden und nichts geben,
die thu ich meiden und laß sie leben.

Alte Speicherinschrift, die von redlicher Gesinnung und sauberem Kaufmannsgeist Zeugnis ablegt.

FRANZ ERDMANN

Linden

Mütterlich linde breitet sie schirmende Zweige
viele Jahrhunderte hält sie das Leben in Hut.
Wie auch Geschlechter der Menschen kamen und
schwanden,
sie blieb immer gleich, prangte schöner denn je.
Sagenhaft redet die Zeit im leisen Rauschen der Blätter
und die Erinnerung raunt aus der Krone des Baums.
Wie eine Mutter erst spät und zögernd erblüht sie,
aber von inniger Süße ist dann ihr strömender Duft.
Honigtropfend im Juni prangt ihre herrliche Krone,
eine einz'ge Umarmung ist sie von Bienen und Blust.
Goldene, schimmernde Blüten fallen in duftende Körbe,
heilkräftig ist auch den Menschen ihr saftreicher Sud.
Linde — ehrwürdig alt und heilig den Vätern!
Breitästig wuchs sie im Burghof, ehrfurchtgebietend,
unter der Krone sprach man Urteil und Recht
Auf dem Dorfanger stand sie, am Brunnen vor'm Tore,
Liebende träumten im Schatten des schirmenden Baums.
Dort umarmte zum Abschied der Jüngling sein Mädchen,
unter der Linde harrte sie, kehrt' er zurück.
Feste feierte man im Schatten der mächtigen Linde,
Männertrunk sah sie wohl oft und fröhlichen Tanz.
Fiel dann im Wandel der Zeit ihr Stamm unter wuch-
tigen Schlägen,
fiel er dem Künstler zur Freud', schnitzt er zum
Kunstwerk das Holz.

Aus dem Gedichtzyklus „Bäume der Heimat"

Über Schwermut und Glaube

Zum Todestag von Ernst Wiechert am 24. August / Von Gerhard Kamin

Max Picard, Ernst Wiecherts letzter Freund und Vertrauter, sagt einmal über Schwermut: „Ich möchte sie dort, wo sie ist, nicht vertreiben. Die Schwermut ist in einer leeren Zeit das Einzige, das den Menschen Grund und Tiefe gibt, das die Menschen noch verbindet, da der Geist sie nicht verbindet."

Es klingt wie ein Wort aus längst versunkenen Tagen. Wer möchte heute, in der Zeit des eifrigen Optimismus und der Wirtschaftswunder, der Schwermut ein Recht für unser Leben geben? Wir haben doch die ganze unbeschwerte Heiterkeit unseres Lebens wiedergewonnen, wir leben in dem schwungvollen Betrieb mitreißender Erfolge und haben das Dunkel der Hybris und einer schmerzvollen Vergangenheit hinter uns gelassen. Die Drohungen kaum mehr zu meisternder Zerstörungsmittel oder der verhängnisvollen Spannungen zwischen West und Ost sind zwar deutlich, wer aber möchte sich von ihnen zur Schwermut verleiten lassen oder zu irgendeiner Art von Trauer über das, was mit diesem Zustand vielleicht nicht zufällig über die Welt gekommen ist?

Man soll sich nicht täuschen über den allgemeinen Verlauf der Entwicklung. Ein Leben wie das Ernst Wiecherts ist vielfach vergessen, der Zugang in ihm wird in der lauten Welt der Motoren von Tag zu Tag schwerer, seine Mahnungen sind wohl lebendig, aber der Alltag und die Arbeitslast des Lebens scheint ihren Forderungen gegenüber nicht gewachsen. Es ist zu viel Widersprechendes oder Fertiges in den Meinungen der Menschen von heute, zu viel bewußt gesuchte und verteidigte Beruhigungen über Vergangenem, und die einzelnen, die in Schwermut betroffen darüber erkennen, wieviel Besinnung, Stille und Sammlung uns zukäme, wieviel ständiges Erforschen der Gewissen und Fragen nach der Gerechtigkeit — sie sind in der Minderzahl und längst nicht die, nach denen man fragt. Sie aber sind die eigentlichen Freunde des Dichters, sie wissen auch, daß sein Wirken ganz in der Stille geschieht, in der Welt des „Menschlichen", wo Güte, Treue, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit nicht schöne, abgegriffene und bedeutungslose Worte sind, sondern das einzige Verläßliche auf dieser Erde. Es ist dieses für Ernst Wiechert kein Zukunftsglaube und überhaupt keine neue ausgeklügelte Weisheit, es ist das alte, fordernde Evangelium der Liebe, die sich in der Stille dem anderen öffnet mit aller behutsamen Bereitschaft, zu helfen und zu heilen. Das, was Freiherr Amadeus in der „Missa sine nomine" sagt: „Wo ein Herz sich um ein anderes bemüht, ist immer ein Wunder dabei."

Ein Sichmühen und Bereitsein ist es, das aus der Schwermut kommt. Nicht aus der Gottverlassenheit oder Hilflosigkeit, aus der Trauer nur darüber, zu sehen, was not täte, und was doch niemals oder höchst unvollkommen getan wird. Nicht aus der heiteren Fröhlichkeit eines unbeschwerten Optimismus kommt solche Bereitschaft, sondern aus der Erfahrung zahlloser überstandener Leiden und Enttäuschungen und einer darin gewonnenen unzerstörbaren Treue zu sich selbst und den Mächten, von denen das Raabewort in den Versen spricht, die Ernst Wiechert so sehr liebte:

„Das Ewige ist die stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit..."

Es geht hier wie überall nicht um schöne Worte über etwas scheinbar Abseitiges oder Überlebtes. Es geht um das Einfache, Ernste und Fordernde eines Lebens, das in aller Mühsal so gelebt wurde, wie Gott ihm zu leben befahl, und an dem man — bei aller Berechtigung einer kritischen Betrachtung im einzelnen — auf die Dauer nicht ohne Schaden mit ausweichenden Erklärungen wird vorbeigehen können. Wenn es im Nachwort zu den „Jerominkindern" heißt: „Wir wissen nicht, was Gott noch einmal vorhat mit diesem Sand von Sowirog (Ostpreußen)", so ist das kein feierlich-pathetischer Epilog zufälliger Prägung, sondern ein sehr ernst zu nehmendes Wort eines Wissenden, der nach den Erfahrungen von Buchenwald in „Jahre und Zeiten" schreibt: „Sie sahen nicht, daß ich meine Tränen verbergen mußte, denn die Stunden der Freude damals, bei meiner ersten Reise, waren mir so schwer wie die Stunden des Abschieds, als ich aus meinem Hause geholt wurde, weil sie mir das Herz zerdrückten mit ihrer Hand. Und niemand kann es wissen und verstehen als derjenige, der vom Grauen dieser Erde weiß. ‚Wenn ihr wüßtet, was ich weiß', steht bei Mohamed, ‚ihr würdet wenig lachen und viel weinen.' Die Literaten wissen nicht, was ich weiß, und vieles andere nicht. Sie haben es leicht, über vieles zu lächeln, auch über das Weinen, aber die anderen, die mit den reinen Herzen, lächeln nicht. Sie wissen, daß in unserer Träne viele ungeweinte Tränen eingeschlossen sind, auch die ihrigen. Dieses Zeitalter begann mit der Verachtung der Tränen, und es wird nicht eher enden, als bis sie wieder geachtet werden. Niemals sollte vergessen werden, daß die Träne allein dem Menschen zukommt, weder den Göttern noch den Tieren."

Und wenn es nur das wäre, was von Ernst Wiecherts Leben und Werk bliebe und was der gläubige, zartempfindende und wissende Reinhold Schneider in dem Erinnerungsbuch über ihn die ‚Melodie des Leids' nennt; wenn es nur dieses wäre, von dem er dabei spricht: „Die Trauer über den Wassern des Anfangs, die Vorklage des Menschen... die Erinnerung daran, daß alles ganz anders sein müßte, als es ist, der Anspruch auf eine Heimat, zu der kein Weg mehr führt..." Wenn es nur dieses allein wäre, so wäre es viel und beschließt in die Trauer und Schwermut das Verläßliche und Unzerstörbare: die Liebe, die diese Trauer mit dem Nächsten teilt und in der Stille überwindet. So daß kein billiger, kein alltäglicher und optimistischer Trost für die Suchenden, Angefochtenen und Einsamen darin liegt, wenn Ernst Wiechert (in den „Treuen Begleitern") den Menschen guten Willens verheißt: „Wir aber glauben, daß Gott zu allen Zeiten seine Engel niedersteigen läßt zu den Wandernden und Durstigen in der Wüste."

Herbst in Masuren / Von Ernst Wiechert

Leuchtend steht der Herbst dieses Jahres, des letzten kindlichen, wie mir scheint, in meiner Erinnerung. Der Dohnenstieg ist fertig, und die Drosseln sind da, bevor sie südwärts ziehen. Beim Sternenlicht schon bin ich unterwegs nach einer weit entfernten Feldmark, um einen Hasen bei der Rückkehr von der Saat zu schießen. Reif liegt schon auf der Erde, und im Walde riecht es bitter nach Pilzen und welkem Laub. Ich sehe, wie der Nebel fällt und der rote Tag über den Feldern aufgeht. Der Bussard fliegt zu seiner Jagd, und ein Fuchs trabt den Grenzgraben entlang. Die Vögel erwachen, die Brombeeren leuchten in der Hecke vor mir, und manchmal zerbricht der Donner meines Schusses das Schweigen in der Frühe. Heimkehr durch den aufleuchtenden Wald, in dem die Nüsse reifen und die Häher lärmen. Eine kurze Rast, ein Frühstück im Garten, über den die Kraniche in Geschwadern nach der südlichen Sonne ziehen.

Und dann, ohne Müdigkeit, das Hauptwerk des Tages: der Dohnenstieg. Eine Jagdtasche voller Vogelbeeren, die Doppelflinte, Pfeife und Tabak und ein Stück trockenes Schwarzbrot. Der Reif ist zu Tau geworden, und Tausende von Spinngeweben schimmern in der Sonne. An den Waldrändern brennt der wilde Birnbaum in glühendem Rot, und die Ahornbäume leuchten in ihrem herrlichen Gold. Niemals ist der Wald wunderbarer als im Herbst, in seinen Farben, seinem Geruch, seiner fast atemlosen Stille, Schwermut erfüllt ihn, aber sie ist sanfter als zu anderen Jahreszeiten, und noch heute ist die Seele nirgends reicher mit Gestalten und Plänen erfüllt als in einem Grenzgraben am Waldrand im Herbst, wo der Blick über welkende Kartoffelfelder geht, über schweigende Moore und die großen ruhigen Wolken dieser Jahreszeit.

Der Dohnenstieg läuft am Wald entlang, so daß der Blick sich ab und zu öffnet auf das still beglänzte Feld, den Seen und ferne blauende Wälder. Es liegen fast immer Schnepfen um seinen Pfad, und jeder Schritt ist mit der Spannung erfüllt, die nur der Jäger kennt. Es ist nicht so wichtig, ob ich zwei Dutzend Drosseln heimbringe oder nur ein paar. Manchmal hängt ein Eichelhäher in der Schlinge und manchmal sogar ein Haselhuhn. Manchmal haben die Mäuse alle Beeren fortgefressen, und es gibt Arbeit und keinen Fang. Aber das alles ist nicht das Große daran. Das Große ist die Freiheit des Tuns, des Schreitens, des Raumes. Die herrliche Freiheit dessen, der im Einklang mit seiner Erde lebt. Von dem die Wände fortgerückt sind, die Menschen und die Schmerzen, die sie bereiten. Dessen Auge und Ohr immer wach sein müssen und dessen Gewehr fast ohne Bewußtsein hochfliegen muß, wenn eine Schnepfe aus dem Buchengestrüpp aufsteigt und wie ein Schatten um die dunklen Fichten schießt. Es gibt keine andere Ehre als die, ein guter Jäger zu sein, und keine andere Sehnsucht als die, eine Beute nach Hause zu bringen. So einfach ist das Leben, wenn jeder Tag in sich selber ruht und nur die Speise verdienen will, die man am Abend braucht, und den Schlaf, der zum neuen Tag stärkt.

Um die Mittagszeit kehre ich heim, und eine Stunde später bin ich schon wieder unterwegs. Die Schnepfen sind auf dem Durchzug, und in Schonungen und Brüchen suche ich sie auf, ohne Hund, nur mit dem Gefühl dessen, der wissen muß, wo die Tiere seines Waldes schlafen. Vier, fünf Stunden dauert der Bogen, den ich durch die Wälder mache, und bevor die Sonne sinkt, sitze ich zwischen Hochwald und Torfbruch, im Grenzgraben, wo der Blick weit hinausgeht und über den gelben Birken die roten Abendwolken stehen.

Hier ist mein stillster und geliebtester Platz. Zwischen den Torfhaufen steigt der frühe Nebel auf, und durch die stille Luft kann ich hören, wie der Pumpenschwengel auf unserem Hof auf und nieder geht. Finster und gewaltig steht hinter mir der Wald, aber hell und rötlich bestrahlt liegt der ganze Himmelsraum vor meinen Augen. Da zieht alles vorüber, was ich war und einmal werden möchte. Goldene Tore sind aufgebaut, und wie ein Traumvogel schwebt der Reiher über Säulen und Dach. Schmerz erfüllt mich und das tröstliche Gefühl des lebendigen Seins. Noch weiß die junge Seele nicht, wohin sie fliegen wird, aber sie fühlt die Kraft ihrer Schwingen, und ein glühendes Verlangen erfüllt sie, gut und groß zu werden, wie alle diejenigen, mit deren Bildern man von Kindheit an ihren Raum erfüllt hat. Manchmal schreibe ich hier einen Vers auf ein zerknittertes Blatt, aber nicht die Verse sind die Frucht dieser stillen Stunde, sondern die Bereitschaft, die aus ihr strömt, das Stillesein, das uferlose Erfülltwerden mit etwas, das ich nicht kenne und nicht nennen kann.

Dann steigt der Mond über das Moor, und ich gehe noch zum See. Im Schilf, bis zu den Knien im kalten Wasser, warte ich auf die ziehenden Enten, bis das silberne Korn auf der Schiene des Gewehrs nicht mehr zu sehen ist. Der Tag ist zu Ende. Er hat das Seine gebracht. Dunkel liegt schon das Haus. Durch die Kammertür sage ich meinem Vater noch, wie alles war. Am Fenster meiner Oberstube esse ich mein Abendbrot, im Dunkeln, und sehe zu, wie der große Herbstmond über See und Felder steigt. Die Eulen rufen aus dem schwarzen Wald, und in einem fernen Dorfe bellt ein Hund, daß das Echo lange über die Erde geht. So einfach ist die Welt, wenn man nichts hinzutut zu ihr, und der Schlaf kommt über mich, wie er über die Erde kommt: ein Lohn des Tages, der erfüllt worden ist.

Wenn ein Dichter jemand ist, der lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, so mag ich wohl dort und in jenen Zeiten ein Dichter geworden sein. Der Adler hatte daran teil und das Waldhorn, die roten Wolken über dem Moor und der bittere Geruch der Wälder. Sie alle füllten das Gefäß, aus dem ich später schöpfen sollte, und sie bewahrten sich für mich, zehn, zwanzig, dreißig Jahre lang, mit der schönen Geduld, die nur die Treue gibt.

(Aus Ernst Wiechert „Wälder und Menschen", Verlag Kurt Desch, München.)

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Bis zur Erstehung der Burg Tilsit ist dieser Landstrich Schalauens schon viele Jahrzehnte von kriegerischen Handlungen verschont gewesen, während das knapp zwei Meilen entfernte Ragnit oft der Schauplatz erbitterter Kämpfe war. Noch im Jahre 1409 war die Ragniter Schalauersiedlung zum Teil eingeäschert worden, die Einwohner erschlagen oder verschleppt.

Nach der langen Friedenszeit wirkten sich daher die Schrecken des blutigen Überfalls auf Tilsit im Februar 1411 um so nachhaltiger auf die dortigen Schalauer aus. Erweckten sie doch schmerzliche Erinnerung an jene böse Zeit, als die gepanzerten Eroberer mit Kreuz und Schwert vom Abend her ins Land eingefallen waren. So wie jetzt die Burg Tilsit in Flammen aufgegangen war, so hatte man damals die mächtige Schalauerburg Ragaine mitsamt den Insassen verbrannt. Und im Volke ging heimliches Raunen von der düsteren Prophezeiung des großen Kriwe Kriwaite (Oberpriester), daß viel Unheil über das Land kommen werde, weil die Götter ihrer Vorväter vom heiligen Romowe (Rombinusberg) vertrieben. Nun hatte, so klagten die Menschen, die Strafe auch sie, die Schalauer, mit betroffen. Trotz des strengen Verbots beging man wieder die „Zermenis" (Totenfeier) nach uralten Riten und gab den Erschlagenen Beigaben in die letzte Ruhestätte mit. Durch die Dörfer am Memelstrom klang tagelang dumpf die „Rauda" (Totenklage) des unglücklichen Schalauervolkes.

In jenen Tagen ist das Memelstromland für immer Grenzland geworden, um dessen Besitz wie um kein anderes durch Jahrhunderte hindurch Kriege geführt worden sind.

Als die Burg Tilsit notdürftig instandgesetzt worden war, die Besatzung von der Hauptburg Ragnit ergänzt und die große Schneeschmelze vorüber, ist Ende Mai der Ragniter Komtur mit einer Kommission angeritten gekommen und hat alle „heerunge" (Verheerungen) besichtigt. Und der Ordensschreiber mußte alle Schäden in ein dickleibiges „Schadensbuch" schreiben und, damit keiner etwa unberechtigte Forderungen erhebe, sogar Zeugen hierzu vernehmen. Der Schalauer Sadune aus Splitter muß wohl ein wichtiger Zeuge gewesen sein, denn seine mit drei Kreuzen unterschriebenen Aussagen sind mehrere Male im „Schadensbuch" zu finden. Die drückende Steuerlast, das „schalwische Korn", ein Sammelbegriff für alle Naturalabgaben in Schalauen, hat man von den Geschädigten nicht genommen, wohl aber ihnen freies Holz zum Bau gewährt und etliches Geld zugewendet. Die Ordenskassen waren ja noch leer.

Man muß immer wieder feststellen, wie gewissenhaft, fast bürokratisch, der Orden alle Verwaltungsarbeiten erledigte und daß seine Buchführung fast neuzeitlich gewesen ist. Der preußische Verwaltungsgeist ist also schon in damaliger Zeit geboren. Übrigens war diese „Kriegsschadensfeststellung" von Anno 1411 wohl die erste, aber nicht die letzte in diesem Landstrich. In jedem Jahrhundert, so nach den schwedisch-polnischen Kriegen, dem Siebenjährigen Krieg, der napoleonischen Invasion 1807—1812, immer sind Regierungskommissare durch das Stromland gefahren und haben die Nöte des Volkes angehört und aufgeschrieben, was der Feind zerstört hinterlassen hatte. Besonders großzügig hat die Regierung die Kriegsschäden von 1914/15 hier behoben und einen neuen Wohlstand begründet. Der letzte Krieg aber nahm den Menschen dort das Teuerste: die Heimat.

Wahrscheinlich hätte sich der Wiederaufbau in Tilsit noch lange verzögert, wenn nicht im März 1412 die Szemaiten abermals in das Tilsiter Gebiet eingefallen und wieder übel gehaust hätten. Unweit der Burg wurde von ihnen „Greif der cemmer (Burgkämmerer) mit syme knechte ufgenommen" (gefangen) und nach Litauen entführt. Man hat später für dessen Freilassung Lösegeld zahlen müssen.

Bereits am 17. April 1412 erging deshalb von der Marienburg der strikte Befehl, nach dem Plan des Ordensbaumeisters Nicolaus Fellensteyn die Grenzburgen Ragnit, Tilsit und Memel baulich zu vergrößern und zu verstärken. Zu diesem Zweck sollten soundsoviel Bauhandwerker, Baumaterial, Pferde usw. auf die einzelnen „buwunge" (Baustellen) verteilt und die „zerunge" für Mensch und Tier von den schalwonischen Bauern eingetrieben werden. Nach persönlicher Inspizierung in Tilsit bittet der Ordensmarschall am 30. April des gleichen Jahres den Hochmeister um beschleunigte Entsendung der „bawden" (Bauhütten) mit ihren „muwerern" und Gesellen zur Grenze, damit die Arbeiter und Scharwerker ohne Betätigung nicht „verdriselich" würden.

Im Frühjahr 1413 wird die Burg wohl wieder aufgebaut gewesen sein. Mit ihr die „zgilschune" und der „viehe hoff" mit der „schefferey", die an der Stelle des heutigen Gutes Ballgarden standen. Auch in den Schalauersiedlungen standen die Hütten wieder vollzählig. Die Burg Tilsit bekam einen neuen Burgpfleger.

Am 2. Februar 1413 erbittet der Ordensmarschall eine stärkere Bewaffnung der genannten drei Burgen, die Heinrich von Plauen auch genehmigt. Tilsit bekam 17 Arm- und Windbrüste und, eine umwälzende Neuerung, auch Feuerwaffen. Und zwar 11 Lotbüchsen und 3 Steinbüchsen. Mit den neuen Waffen war ein neues Zeitalter im Ordenslande angebrochen, die Blüte des Rittertums war vorüber.

Unterdessen machten sich in Deutschland die ersten reformatorischen Bewegungen bemerkbar. Johann Hus stirbt für seine Lehre 1415 auf dem Scheiterhaufen. Noch ahnt niemand, daß der Sturmwind einer großen Reformation auch über Preußenland brausen und den Ordensstaat völlig umwandeln wird. Es werden keine hundert Jahre mehr vergehen.

Meistens in den Wintermonaten sind in den nächsten Jahren immer wieder szemaitische Störtrupps über den Strom gekommen. Plötzlich waren sie auf ihren struppigen, flinken Pferdchen da, Angst und Schrecken verbreitend und die armen Bauern drangsalierend. An die Tilsiter Burg haben sie sich aber nicht mehr herangetraut, seitdem dort mit Pulver und Blei geschossen wurde. 1414 beklagt sich ein Schalauer, daß ihm „ein schön rock vnde ein par hossen" von den feindlichen Reitern weggenommen wurden. Sehr schlimm muß es aber 1419 wieder hergegangen sein. Ein größerer Trupp überfiel Splitter und verbrannte einen großen Teil des nur aus Holzhäusern bestehenden Dorfes. Den nach der Burg Tilsit flüchtenden Schalauern haben die Szemaiten nachgesetzt und nahe der Feste „gefangin vnde tott geslagin erer fünfe vnde sind alle sampt vor der Tilsid". Die Besatzung hat ihnen nicht helfen können, da sie in der Minderzahl war.

Von der Zerstörung Anno 1409 hatte sich die Ragniter Schalauersiedlung wieder erholt, und die Franziskaner hatten mittlerweile hier sogar Kloster und Kirche erbaut. Die stark befestigte Burg haben die Szemaiten seither nicht mehr angegriffen.

Der edle Ritter Guillebert de Lannoy ist im Jahre 1414 auf der Heimreise von der Burg Cauen (Kowno), damals eine ordensritterliche Enklave in Litauen, nach dem heimatlichen Flandern eine Zeitlang Gast des Ragniter Komturs gewesen. Er vermerkt erstaunt im Reisebuch, daß er hier am Memelstrom ein großes Schloß und eine kleine Stadt mit hölzerner Bewehrung (Pallisaden) vorgefunden habe, die man „Ranghenyte" heißt. Außerdem befinden sich hier Konvent und Komturei der Herren vom Orden in Preußenland. — Ragnit ist damals aber noch keine Stadt gewesen, denn die Stadtgerichtigkeit wurde erst vom „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. verliehen, als Tilsit bereits 200 Jahre Stadt gewesen ist.

(Fortsetzung folgt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte



Prof. Eduard Bischoff / Angerapplandschaft (Öl 1958)

Foto: Lankau

Henry Kayser

Die Mitgift des alten Joschka

Der alte Joschka war in Muschlanken seit Jahren ein gern gesehener Gast, obwohl sich das ein wenig komisch anhört, denn der alte Joschka war ein Bettler. Es hat auch eine ganze Zeit gedauert, bis er es soweit gebracht hatte. Zuerst war Joschka nur einer der vielen lästigen Almosenheischer, die man mit einem Teller Suppe oder einem Dittchen möglichst schnell abspeiste. Allmählich aber gewöhnte man sich an ihn, und endlich mochte man ihn gar nicht mehr missen.

Daß es so kam, verdankte Joschka nicht etwa den knappen Dutzend alter Lieder, die er auf seiner ewig verstimmten Fiedel herunterkratzte, sondern winzig und allein seinem schlagfertigen Witz und der schier unerschöpflichen Fülle von Schwänken Geschichten und Anekdoten, die in seinem Kopf gestapelt waren. Von diesem Reichtum war er stets bereit, anderen mitzuteilen, und es gab nur wenige unter den 2711 Seelen in Muschlanken, die nicht bereit waren, dafür einen mäßigen Tribut zu zahlen.

Wenn also in einem Hausflur der Ruf ertönte: „He, lieber Herr, der alte Joschka ist da!" und diese Anmeldung von ein paar aufmunternden Fiedelstrichen begleitet wurde, war man sicher, einem vergnügten Viertelstündchen entgegenzugehen, und diese Aussicht öffnete Joschka fast alle Haustüren in Muschlanken.

Eines Tages aber, etwa um die Zeit, da Joschka wieder einmal in dem Städtchen erwartet wurde, zog ein junger Mann in Muschlanken ein, sah sich auf dem kleinen Marktplatz neugierig um und steuerte dann zielsicher auf die Schwanen-Apotheke zu, deren Besitzer, der lustige Doktor Goschar, zu den besten „Kunden" des alten Joschka zählte und deshalb von diesem auch stets mit der Ehre des ersten Besuches in Muschlanken bedacht wurde.

Mit dem Ruf: „Guten Tag, lieber Herr, der Schwiegersohn vom alten Joschka ist da!" betrat der kräftige Bursche die Apotheke. „Nun, und was wollt Ihr?", fragte der Apotheker, der gerade einer Bäuerin Hustentropfen abfüllte, ein wenig verwundert.

„Ich bin der Schwiegersohn vom alten Joschka", wiederholte der Bursche mit Nachdruck in der Stimme, so, als wollte er sagen: Damit ist doch alles klar! Und wohl nur, um jeden Zweifel endgültig auszuschließen, fügte er hinzu: „Ich habe die Marie geheiratet, die Tochter vom alten Joschka."

„So, so", lachte der Hausherr, „das ist ja schön. Da gratuliere ich auch. Habe gar nicht gewußt, daß der alte Spaßvogel eine Tochter hat!" — „Eine", schnaubte verächtlich sein Gegenüber, „fünf hat er gehabt, und die Marie habe ich geheiratet. Es war die letzte", kam es noch erklärend hinterher.

Dem Apotheker begann es jetzt langsam zu dämmern, was sein Besucher von ihm wollte: „Da hat sich der Joschka wohl zur Ruhe gesetzt, und du bist an seiner Stelle gekommen?"

„Nein, nein, Herr! Ganz so ist es nicht. Der Joschka, mein Schwiegervater, der ist noch immer unterwegs. Bloß nach Muschlanken, da kommt er wohl nicht mehr."

„Warum denn nicht? War er nicht mit uns zufrieden?"

„Doch, lieber Herr. Er hat sogar immer gesagt: In Muschlanken, da hab ich meine beste Kundschaft."

„Na, jetzt versteh ich aber gar nichts mehr", meinte der Apotheker etwas ärgerlich.

„Das ist so, Herr, ich will es Euch erklären." Der Bursche hatte offensichtlich Mitleid mit soviel Unverständnis. „Der Joschka ist mein Schwiegervater, und da mußte er mir doch eine Mitgift geben, wie ich seine Marie geheiratet habe."

„Mitgift? Der alte Joschka? Dir?"

„Jawohl!" Der Bursche war bitter beleidigt: „Eine Mitgift hat er mir gegeben!"

„Und was denn, zum Teufel?"

„Was wird er mir gegeben haben! Davon rede ich doch die ganze Zeit. Muschlanken hat er mir gegeben!"

„Muschlanken?" Goschars Stimme klang ratlos.

„Jawohl, Muschlanken. In Muschlanken hab ich meine beste Kundschaft, hat er gesagt. Da wirst du deine Arbeit leicht lernen, hat er zu mir gesagt. Aber ich glaube es nicht", fügte er mit einem bösen Blick auf den lachenden Apotheker hinzu.

So kam es heraus, was der alte Joschka seinem Schwiegersohn für eine großartige Mitgift gegeben hatte. Das war natürlich ein Hauptspaß für das Städtchen, und Gottlieb, so hieß der Nachfolger des alten Joschka, konnte mit seiner Hochzeitsgabe wohl zufrieden sein. Ein jeder in Muschlanken wollte die Geschichte von ihm persönlich hören, und dabei flossen die Gaben reichlicher, als sie selbst sein Schwiegervater erhalten hatte.

Natürlich wirkte in ein paar Wochen der Spaß nicht mehr so wie am Anfang, aber der alte Joschka hatte seinen Schwiegersohn in alle Schliche eingeweiht, so daß dieser doch bald überall gewissermaßen als sein gesetzlicher Nachfolger anerkannt wurde und stets das erhielt, was man gewöhnlich Joschka auch gegeben hatte.

Gottlieb machte seine Tour durch das Städtchen in der gleichen Reihenfolge, wie es Joschka getan hatte, er kannte jeden Garten, in dem etwa ein bissiger Hund gehalten wurde, und wußte, wo er nur eine Suppe erhielt oder ein Stück Brot und wo er auf klingende Münze hoffen durfte.

So fühlte er sich ganz als der rechtmäßige Erbe des alten Joschka. Da war der Schreinermeister Sawitzki. Bei dem hatte Joschka stets zwei Groschen erhalten. Als daher in Gottliebs ausgestreckte Hand nur einer gelegt wurde, brummte er unzufrieden: „Lieber Herr, Ihr habt Euch vertan. Ich bekomme zwei. Ich bin Joschkas Schwiegersohn."

„Sei froh, daß du einen bekommst", meinte gelassen der Meister. Gottlieb nahm den Groschen, aber dem Apotheker klagte er: „Was nützt es mir, daß mir mein Schwiegervater sein Wort gegeben hat, ich soll Muschlanken haben, wenn Muschlanken sein Wort nicht hält!"

Die Leute, die sich rasch ins Haus flüchteten und den Haustürschlüssel umdrehten, wenn sie ihn kommen sahen, behandelte er nach seiner eigenen Methode. Ruhig ging er auf die Tür zu, rüttelte an der Klinke, zuckte verdrießlich mit den Schultern und ging schließlich mit schweren, weithin hörbaren Schritten fort — aber nicht weit. Hinter dem Gartenzaun blieb er, ein wenig gebückt, stehen und wartete, bis der Hausbesitzer die Tür öffnete und vorsichtig umherschaute. Dann richtete Gottlieb sich schnell auf und rief dem Überraschten zu: „Ich dachte, Ihr seid nicht zu Hause."

Manchmal hielt man ihm vor, daß so ein kräftiger, gesunder Mann wie er doch arbeiten könne. „Arbeiten", meinte Gottlieb verächtlich, „arbeite ich vielleicht nicht? Versucht Ihr doch mal, in Muschlanken soviel Geld zusammenzukriegen, daß Ihr davon leben könnt. Dann werdet Ihr sehen, was es für schwere Arbeit ist."

Als er in einem Haus einmal nur die Hälfte der üblichen Gabe erhielt und das damit erklärt wurde, die Hochzeit der Haustochter habe soviel Kosten verursacht, daß man jetzt sparen müsse, murrte er ungerührt: „Soll sie der Herr doch von seinem Geld verheiraten und nicht von meinem."

Dann kam die Zeit, wo Gottlieb selbst seine Tochter verheiratete und für ihre Aussteuer sammelte. Damals war er schon viele Jahre lang nach Muschlanken gekommen und gehörte längst zu dem Städtchen, wo einst sein Schwiegervater Joschka dazugehört hatte. Jetzt nannte man ihn bereits den „alten" Gottlieb. Und als ihn Goschar, der Apotheker, der auch schon das Pillendrehen seinem Sohn überlassen hatte, mit vergnügtem Schmunzeln fragte, was er denn seinem Schwiegersohn als Mitgift geben wollte: „Etwa Muschlanken?" — da meinte Gottlieb nachdenklich: „So lang ich hier noch mein Brot verdienen kann, kriegt er's nicht. Aber erben wird er es vielleicht."

Natürlich machte dieses Wort die Runde in Muschlanken, und als dann eines Tages der alte Gottlieb ausblieb für immer da schaute man sich im Städtchen jeden jungen Burschen, der mit der Bitte um eine kleine Gabe ein Haus oder einen Laden betrat, genau an. Es hätte ja der Schwiegersohn des alten Gottlieb sein können, der sein Erbe antrat.

Es kam aber keiner, der Muschlanken für sich beanspruchte. Doch mancher Bettler, der in das Städtchen kam, wunderte sich noch über die ihm unverständlichen Worte: „Ihr — habt Ihr nicht Muschlanken geerbt?"

TAMARA EHLERT

Zu einem anderen Strand

Auf dem Kamm der Düne sitzt der Sommer
und singt leise eine Totenklage
für die Blumengärten, die ein frommer
Herbst noch einmal sanft erglühen läßt.
Einen Schleier für das Abschiedsfest
trägt der Herbst in seinen gelben Haaren,
ehe sich sein Schatten endlich neigt
— zärtliches Gespinst der letzten Tage
dieses Sommers, der am Rand der klaren
dunkelgrünen Flut sein Boot besteigt
um zu einem andern Strand zu fahren.

Walter von Sanden-Guja

Herbsttag

In deinem Blondhaar spielen Sonnenstrahlen,
in Sonnengold verklärt sich jeder Baum.
Die grauen Nebelschleier sind gefallen
und geben frei des Waldes bunten Saum.

Ein Schwarm von Staren schwirrt in blaue Fernen,
der Wind hebt spielend gelbe Blätter hoch.
Im Grase blinkt gleich tausend Sternen
der Tau der Nacht, als wären's Blumen noch.

Herbstbraune Halme neigt im zagen Schreiten
ein kleiner Fuß, dein wehendes Gewand. —
Du suchst nach Blüten aus des Sommers Zeiten,
und fester faß ich deine liebe Hand.

Das Dach über dem Kopf / Eine Betrachtung von Jochen Hoffbauer

Es gab in meiner Kinderzeit für mich nichts Schöneres als die Ferientage bei den Großeltern. Denn bei den Großeltern war dörfliche Freiheit, waren Gärten und Wiesen, Wälder und Bäche; kurzum jenes Paradies, das zu durchlaufen wohl manchem Kinde in irgendeiner Form beschieden ist.

Der Großvater besaß nun unzählige Bretter und Balken, die teils ausgedient hatten und daher schon halb vermorscht und von rostigen Nägeln durchzogen, teilweise aber auch neuwertig waren und der kommenden Verwendung, die beim immer bauenden und bastelnden Großvater nicht lange auf sich warten ließ, harrten. Diese Bretter und Balken hatten es mir besonders angetan, auch wenn der Großvater nicht sonderlich mit meiner Liebhaberei einverstanden war. Er brummelte in seiner gutmütigen Art etwas vom „Wieder-zusammen-räumen-müssen", aber daß er mich dann doch gewähren ließ und so tat, als sehe er mein Treiben nicht, bestätigte mir — damals freilich noch unbewußt — daß er im Grunde seines Herzens doch Verständnis für meine Knabenspiele hatte.

So konnte ich mir ungehindert und immer aufs neue viele Traumlandschaften mit Hilfe der Bretter und Balken zusammenbauen. Aber das war eben doch nur andeutungshaft improvisiert; stümperhaft vorkommende Spielerei. Allein wenn es regnete, vermochte ich meine Träume in realere Bahnen zu lenken, und meinen „architektonischen" Kenntnissen gelang es, in diesen Notfällen eine kleine Hütte zurechtzubauen, die mir lieber war als der reichste Palast. Wenn der Regen draußen an die Bretter prasselte und an den breiten Balken herunterrann, wenn der Herbstwind durch die schmalen Luken heulte und die Birnbäume ächzten unter seiner rauhen Gewalt, dann spürte ich zum ersten Male in meinem erwachenden Bewußtsein ein klein wenig vom Trost der Welt. Vom Trost, ein Dach über dem Kopf zu haben.

Ich bin dann später, in den Schul- und Jugendjahren, noch manchmal dieser nun immer klarer werdenden Erkenntnis begegnet. Oft waren es die Eltern, bei denen ich dies Geborgensein verspürte; und es geschah das nicht nur, wenn ich mit ihnen bei Spaziergängen und Ausflügen vereint war, sondern auch und vor allem, wenn ich nach Spiel und Sport des Abends müde heimkehrte und von Ferne den Ruf der Mutter hörte oder das heimatliche Haus erblickte.

Später war es dann ein Mädchen, für das ich in geheimer, scheuer Liebe entbrannte und bei dem ich jenes Geborgensein verspürte, das mich erfüllt hatte, wenn ich als Kind in meinem Bretterhäuschen saß, das selbstgebaute Dach über dem kleinen Kopf.

Und dann als Soldat, unter freiem Himmel und allen Unbilden einer erbarmungslosen Witterung ausgesetzt, in feuchten Erdlöchern und engen Bunkern. Bei den endlosen Stunden auf Posten und Wachen wuchs die Sehnsucht immer stärker nach einem sichtbaren Dach über dem Kopf — da nur der immer wiederkehrende, tröstende und versöhnende Traum zwischen Wache und Wache, Dach und Bett, Ruhe und Frieden für mich bereithielt.

Aber damit war es nicht genug. Im Flüchtlingselend vergangener Jahre, herumirrend auf nächtlichen Landstraßen, verfolgt und gejagt, der Heimat beraubt; in all dieser Qual, die so endlos zu sein schien wie die Zeit selbst — verspürte ich, wie wenig ich doch in sorgloser Kinderzeit das so selbstverständliche Dach über mir geachtet und geschätzt hatte.

Kinderspiel, Eltern und Geliebte, Soldaten- und Flüchtlingsjahre indessen vermochten mir nicht die letzte Erkenntnis zu geben, die nun in immer größerem Maße mir zuteil wird.

Das wahrhafte Dach über unserem Kopf ist nämlich jener unergründliche und unerforschliche Gott über uns, dessen Walten und Wirken ewig verborgen bleibt, dessen Wille und Wollen jedoch in der kleinsten Blume und im unscheinbarsten Kinderlächeln seinen Ausdruck findet.

Im Anhauch seines Atems geborgen zu sein, ist ein Glück, größer und reiner als jenes Vergangene aus den fernen heimatlichen Kindertagen. Und wenn Regen und Sturm des täglichen Lebens an die Bretter und Balken unserer kleinen persönlichen Welt branden, spüren wir das größere Dach über uns in sinnfälliger und tröstender Weise.

Das Land der Wanderdünen

Die Kurische Nehrung um die Jahrhundertwende - Eine Landschaftsschilderung von Johannes Trojan

Im Jahre 1901 unternahm der in seiner Zeit hochgeachtete, in Danzig am 14. 8. 1837 geborene Dichter Johannes Trojan eine Wanderung über die Kurische Nehrung, das Land der Wanderdünen, deren Eindrücke er in seinem Buche „Fahrten und Wanderungen" (Berlin, 1913) in der hier wiedergegebenen stimmungsvollen Schilderung festgehalten hat. Wir lernen darin Johannes Trojan als ausgezeichneten Naturbeobachter kennen, dem nicht die kleinste botanische Seltsamkeit entgeht, kein Stein am Wege und nichts von dem Erzählten im Hause des alten Düneninspektors Epha. Johannes Trojan, vor allem bekannt geworden durch seine vielen Kinderlieder und Scherzgedichte (er war lange Zeit Redakteur des „Kladderadatsch"), starb am 23. 11. 1915 in Rostock.

(Schluß)

An diesem, dem zweiten Tage unserer Nehrungsfahrt, dem 26. Juli, mußte sich der Düneninspektor Epha, unser verehrter Gönner, nach Nidden begeben, um dort an dem Empfange des Handelsministers Möller, der auf seiner ostpreußischen Informationsfahrt begriffen war, sich zu beteiligen, und war so freundlich, uns mitzunehmen. Ehe wir aber Rossitten verließen, warfen wir noch einen Blick in die Sammlung der Vogelwarte, die dort von der deutschen ornithologischen Gesellschaft gegründet ist und von dem Kultus- und dem Landwirtschaftsministerium unterstützt wird.

Auf unserer Fahrt hatten wir Gelegenheit, uns die Dünen, die sich bis zu zweihundert Fuß Höhe über der See erheben, etwas genauer anzusehen und kennen zu lernen, wie allmählich die Festlegung und Bepflanzung ausgeführt wird. Den Anfang bildet ein unweit des Seestrandes entlang geführter niedriger Flechtzaun, an dem Strandgräser angepflanzt werden, die dem Anwehen neuen Flugsandes ein Hemmnis entgegenstellen. Die Strandgräser gehen, um sich festzuhalten, ungemein tief mit ihren Wurzeln in den Sand, werden aber doch manchmal bei heftigem Weststurm von der See erreicht, ausgespült und ausgerissen. Nach der Anlegung der Vordüne wird die große und hohe Düne in Angriff genommen und zunächst in kleine Quadrate geteilt, die mit trockenem Reisig abgesteckt werden. Dadurch wird die Oberfläche des Sandberges einigermaßen zur Ruhe gebracht. In die Quadrate wird ein anspruchsloses und zähes Nadelholz, die in mannigfaltigen Formen vorkommende Berg- oder Krummholzkiefer (Pinus montana oder inops oder uncinata) angepflanzt, nachdem vorher dem Sande, wenn möglich, etwas Lehm, Bagger- oder Moorerde beigemischt ist. Aber schließlich ist diese mutige Holzart auch mit dem reinen Sande zufrieden. Anfangs wurde die Bergkiefer für die kurische Nehrung aus Dänemark bezogen, jetzt wird sie für die Nehrung in fünfundzwanzig verschiedene Förstereien angesät, wozu alljährlich sechzig Kilogramm Samen verwendet werden. Die jungen Bäumchen kommen im Alter von drei bis vier Jahren nach der Nehrung, um dort den Kampf mit Wind, Wetter und Sand zu bestehen. Eine Anzahl geht dabei zu Grunde, wie es nicht anders sein kann, aber die meisten kämpfen sich durch. Durch die jungen Bergkiefern werden die Dünen so weit festgelegt, daß in ihrem Schutz unsere nicht so anspruchslosen, aber höher wachsenden heimischen Waldkiefern angepflanzt werden können. Die Bergkiefer hat also nur eine Vorarbeit zu verrichten und wird, wenn sie diese geleistet hat, hinausgeworfen. Ähnliches kommt bekanntlich auch in menschlichen Verhältnissen vor, wenn aber ein solcher Vorarbeiter im Kampf mit Sturm und Not etwas zuwege gebracht hat und dann dem Größeren Platz machen muß, kann er auch wohl sagen, daß er sich ein nicht geringes Verdienst erworben hat.

An einem auf beschriebene Weise in schon zehnjähriger Kultur befestigten Sandberge fuhren wir hinauf, verließen, um unseren drei Pferdchen nicht zu viel zuzumuten, auf dem letzten Drittel des Weges den Wagen und erreichten zu Fuß die Höhe des Berges. Von dort genossen wir einen Anblick, den ich nie vergessen werde. Tief unter uns lang unmittelbar am Haff das gerettete Fischerdörfchen Pillkoppen mit seinen fünfundzwanzig Feuerstellen, davor im Wasser die Boote.

Es gab früher zwei Dörfer dieses Namens, ein Alt- und ein Neu-Pillkoppen. Das letztere ist im Sande verschwunden. 1839 hat es sein letzter Bewohner verlassen, und so lagen auch zwischen Rossitten und Pillkoppen zwei Dörfer, Predden und Neustadt, von denen längst keine Spur mehr vorhanden ist. Auch sie hat der Sand verschlungen. Dies Pillkoppen aber, das auch schon bedroht war, ist durch die Festlegung und Fesselung der Düne gerettet worden und hat jetzt nichts mehr von ihr zu fürchten.

Jetzt lag es unter uns im tiefsten Frieden und Schweigen. Kein Mensch war zu sehen, aber aus einigen Schornsteinen stieg Rauch auf. Es war ein reizendes Bild, rührend und ergreifend zugleich. Oben auf dem Berge, von dem man auf Pillkoppen hinunterblickt, befindet sich ein mit einer Ruhebank versehener Platz, der nach dem Düneninspektor Epha und ihm zu Ehren genannt ist. Es war Wein mitgenommen, und wir stießen dort mit dem Retter Pillkoppens, dem getreuen Arbeiter, an. Kann es eine größere Freude geben, als im Kampf mit den zerstörenden Mächten der Natur einen solchen Sieg zu gewinnen?

Virgils Wort: „Alles besiegt unablässige Arbeit!" ist da am Platze. Die Rettung Pillkoppens hat eine halbe Million Mark gekostet. Das ist ja ein großes Stück Geld, erscheint aber als nicht zu viel, wenn man bedenkt, was dadurch erreicht wurde, daß man mit Erfolg gegen die Wanderdünen anzukämpfen und ihr Vorrücken aufzuhalten vermag. Nicht allein um die Rettung einzelner Fischerdörfer handelt es sich, sondern auch um die für das ganze Land so außerordentlich wichtige Erhaltung des Haffs, das nach und nach versanden müßte, wenn es nicht gelänge, den wandernden Dünen Halt zu gebieten.

Wir fuhren weiter und kamen in einer Stunde nach dem ansehnlichen Dorf Nidden, dem größten der kurischen Nehrung nach Schwarzort. Kurz vor Nidden, das, wie alle Ortschaften der kurischen wie auch der frischen Nehrung, nicht an der See, sondern am Haff liegt, nimmt die Landschaft einen etwas anderen Charakter an. Man findet bergiges Gelände, das zum Teil mit hohem Kiefernwalde bestanden ist. Bei Nidden wie bei dem weiter nach Norden gelegenen hübschen kleinen Badeorte Schwarzort, das seinen Namen von dem schwarzgrünen Kiefernwalde hat, ist etwas von dem alten Walde der Nehrung erhalten geblieben. Überall sonst ist er verschwunden bis auf die Baumstumpfe.

Bei Nidden erhebt sich ein dreiundfünfzig Meter hoher festgelegter und bepflanzter Sandberg, der Urba-Kalns, auf dem in den Jahren 1873 und 1874 ein dreiundzwanzig Meter hoher Leuchtturm mit Blinkfeuer erbaut worden ist. Wir kehrten in einem der beiden Gasthöfe ein, die zwei Brüdern Blode — das ist ein alter lettischer Familiennamen — gehören, und fanden dort eine kleine Malerkolonie, mit der wir rasch Fühlung gewannen. Maler gibt es stets in Nidden zur Sommerszeit, denn es ist ein rechter Ort für Maler. Sie bringen Farbenkasten, Paletten, Pinsel, Terpentin und Leinwand nach Nidden mit, aber vor lauter Sehen, glaube ich, kommen sie gar nicht zum Malen.

Gütiger Himmel, was ist alles zu sehen und welche Beleuchtungen kommen vor! Wenn man den Urba-Kalns erstiegen hat, sieht man auf der einen Seite das Haff, auf der anderen die See. Mitunter sieht das Haff gelb aus, die See aber blau, oder es findet auch das Umgekehrte statt. Die Dünen aber erscheinen in allen Farben des Regenbogens und in einigen mehr noch. Ich kann mir denken, daß ein Maler Scheu hat, so etwas zu malen, weil er fürchtet, man werde ihm nicht glauben und er könne für farbenblind oder für noch schlimmer veranlagt gehalten werden, wie ein Hochmoderner etwa, der eine zeisiggrüne Kuh auf ponceauroter Wiese malt.

Nidden war in Aufregung wegen des bevorstehenden Ministerbesuches, alles hatte sein bestes Gewand angelegt, und die Hauptdorfstraße, die der Minister nachher gar nicht betreten hat, war mit Blumen bestreut. Am Nachmittag landete der Erwartete mit seinem Gefolge und wurde von den Honorationen von Nidden und von einigen anderen Herren, die, wie unser Düneninspektor, zu diesem Zweck nach Nidden gekommen waren, empfangen. Auf der kurischen Nehrung ist doch solch ein Ministerempfang — das lasse ich mir nicht ausreden — viel feierlicher, herzlicher und netter als in den großen Ortschaften des Festlandes.

Ein hübsches Mädchen im Sonntagskleide und mit kranzförmig um den Kopf gelegten Haarflechten, ohne das Kopftuch, das die lettischen Frauen immer, die Mädchen aber nur außer Hause tragen, hieß den Minister mit fast unhörbar leisem Stimmchen willkommen und überreichte ihm das landesübliche Gastgeschenk, das in einem Paar Handschuhe besteht. Der Minister nahm das Geschenk freundlich dankend an und sagte, daß er es seiner Frau mitbringen wolle. Vom Landungsplatz begab sich darauf die ganze Gesellschaft nach dem Leuchtturm hinauf, der eingehend besichtigt wurde. Von dort zurückgekehrt, bestieg der Minister mit seiner Begleitung das Boot, das ihm dem freundlichen Nidden entführte. Mit dem Dampfer setzte er seine Reise weiter gen Nordost fort.

„Der Minister", erzählte mir Epha nachher, „ist ein Botaniker, er hat mehrere von den Pflanzen, die oben am Leuchtturm stehen, mit ihren wirklichen Namen angesprochen." Auch hatte der Minister geäußert, daß er nach Rossitten kommen wolle und dann Elche zu sehen wünsche. „Ja", sagte Epha, „wie ich das machen soll, das weiß ich nicht, denn irgend wohin lassen die Elche sich nicht bestellen. Daß Sie ein paar zu sehen bekommen haben, war ein glücklicher Zufall." — „Können Minister nicht auch einmal Glück haben?" fragte ich. Epha gab die Möglichkeit zu.

Da vorhin von Lettisch die Rede gewesen ist, sei bemerkt, daß die kurische Nehrung bis auf eine Anzahl eingewanderter Deutscher der lettischen Nationalität angehört, während die festländische Ostseite des Haffs von Litauern bewohnt wird, denen die Letten nahe verwandt sind. Littauisch ist gewissermaßen die Schriftsprache der Letten, und in Nidden wird littauisch und deutsch gepredigt. Kuren scheinen auf der Nehrung nie gewohnt zu haben, es mag sein daß sie ihren Namen nur davon hat, daß sie sich gegen Kurland hinauf erstreckt.

Gegend Abend wurde das Wetter sehr unfreundlich, und eine Regenböe folgte der anderen. Es blieb nichts anderes übrig, als sich beim Grog zusammenzusetzen und sich etwas zu erzählen. Dabei kamen so viel lustige Geschichten zu Tage, daß damit leicht ein nettes Bändchen hätte gefüllt werden können. Eine lukullische Mahlzeit, bestehend in gebratenem Aal, der nirgendwo in der Welt, soweit Menschen und Aale hinkommen, köstlicher zubereitet wird als in Nidden, beschloß den genußreichen Tag.

In der Frühe des anderen Morgens bestiegen wir noch einmal den Urba-Kalns und erfreuten uns von der obersten Galerie des Leuchtturmes aus an dem wundervollen Blick über Land, Haff und See. Dann ging es hinunter nach dem Landungsplatz und von dort auf das Postboot, das uns nach dem Dampfschiff brachte.

Ein heftiger Wind wehte und das Haff war stark bewegt, so daß unser Boot tüchtig ins Schwanken geriet und viel Spritzwasser übernahm. Dadurch wurden die Insassen des Bootes so heiter gestimmt, daß viel gescherzt und zuletzt auch gesungen wurde. Alles kam glücklich an Bord, und in angenehmer Gesellschaft, die wir dort fanden, fuhren wir mit dem Dampfer nach Cranz zurück.

Ich war mit der Nehrungsfahrt sehr zufrieden. Man kann große Reisen machen, viele Wochen fortbleiben und bekommt doch nicht halb so viel — nein, lange nicht halb so viel des Eigenartigen und Schönen zu sehen, wie in zwei Tagen auf der kurischen Nehrung.

Bewahren und entwickeln

Die kulturelle Aufgabe der Vertriebenen

I.

Kulturarbeit ist eine Gemeinschaftsaufgabe und zudem eine Leistung, die erst spät und nicht für den einzelnen Erfolg sichtbar werden läßt. Aus diesen Gründen ist sie eine Aufgabe, die von Wirtschaftskapitänen als mindere Größe betrachtet, von Politikern als Mittel gebraucht („Vorfeld der Politik") und auch noch von den landläufig als Kulturschaffende bezeichneten geistigen und künstlerischen Kräften selbst gescheut oder vernachlässigt wird. In der Wirtschaftswunderwelt weiß man von Volksaktien mehr als von der Marienburg. Eine Leben-um-jeden-Preis-Wohlstandspsychose versteht nichts mehr von dem um einen Ausdruck um ein Gesicht, um eine kleine Form sich verzehrender Künstler, sondern weiß allenfalls das fertige Bild an Hand des hohen Preises und einen Dichter von Weltrang auf Grund des verliehenen Nobelpreises zu „schätzen". Kulturarbeit der Vertriebenen ist einer bundesrepublikanischen Gegenwart, die mit Atomkräften rechnet, gerade soviel wie ein bescheiden flackerndes Kaminfeuer im sonst ölbeheizten westlichen Behaustsein: Man kann sich (auch) das „leisten".

Förderung der kulturell wirkenden Kräfte ist aber eine Gemeinschaftsaufgabe aller Vertriebenen, gerade weil sie erst spät und nicht für den Zeitgenossen erkennen läßt. Nicht allein für den ostdeutschen, sondern für den osteuropäischen Kulturindex wesentlich mitentscheidend wird es sein, ob die in einem Lovis Corinth oder Gerhart Hauptmann personifizierte menschliche und geistige Potenz Ostpreußens und Schlesiens ihr Ende oder in jungen Verkündern ihre Fortsetzung gefunden hat.

Die Zeit einer mehr sich verteidigenden als aggressiven Zurschaustellung vergangener Kulturleistungen durch die Vertriebenengruppen ist vorbei, und dies nicht erst seit gestern. Keine Vereinigung mehr ist mit der feierlichen Verneigung am hundertjährigen Geburts- oder Todestag eines Großen kulturell genügend ausgewiesen. Kranzniederlegungen an Denkmalen sollten ebnfalls in aller Stille stattfinden, „im Geiste" der zu Ehrenden, also in Hilfe für die Lebenden wirksam werden. Zudem ist die Verehrung des unbestritten Liebwerten doch sehr viel leichter als das Erkennen eines Neuen, das und den man lieben könnte und sollte. Der Kulturreferent, wo immer er auch sitze, ist kein Archivar und kein Magazinverwalter, er hat ein Entdecker zu sein. Die Verantwortlichen sollten nicht warten, bis sich jemand bei ihnen „meldet", sondern sie sollten hinausziehen, um die (in doppeltem Sinne) Zurückgezogenen für die ostdeutsche Schicksalsgemeinschaft zu gewinnen.

Das Dahinwerkeln „in bewährter Bahn" mag den Beifall der Gleichen und Genügsamen gefunden haben. Wenn aber der Schlesier in der Literatur allenfalls noch bis Arnold Ulitz, in der Malerei gar nur bis Otto Müller zu zählen vermag (von der Musik ganz zu schweigen), so sollte das Erschrecken uns packen und fragen lassen: Ist denn das, was von Angelus Silesius, Günther und Böhme anfing und bis Hermann Stehr so vielfältig lebte, durch die Vertreibung Wüste geworden statt ungeheurer Auftrieb und Anstoß? Schreiben die Lenz, Eich, Piontek, Celan, u. a. m. nur für einen kleinen Kreis? In allen Kundgebungen werden die Namen der bedeutenden Ostdeutschen, deren es genug gibt, als Künder großer Kraft beschworen. Wer von den Lebenden nichts weiß, hat kein Recht, sich auf die Toten zu berufen.

II.

Kultur ist eine grenzenlose Gemeinschaftsaufgabe. Sie geht die Vertriebenen besonders an, nicht weil sie zu wenig Bewußtsein besäßen, sondern weil ihnen Elemente einer völkerverbindenden Kraft sind, aus der die Mystik eines Jakob Böhme, der Impuls eines Sudermann, die Lyrik eines Eichendorff und die ursprünglichen Ströme eines August Scholtis und Jose Wiessalla oder die feinstimmigen Verse eines Otto von Taube oder Loerke zu erklären sind. Das Ineinanderfließen, dem Ostdeutschen vordem nicht besonders bewußt gemacht, mehr selbstverständlich empfunden und geliebt, ist nach dem Abklingen des Schocks der Vertreibung zu einem neuen Anruf geworden. Im Erkennen der vielfältigen Verflochtenheit und Verbundenheit der verschiedenen Teile des Ostdeutschen, des osteuropäischen Kulturstromes erweist sich die Notwendigkeit, mit Kultur die Politik zu überwinden und im Sinne einer erweiterten Stuttgarter Charta der großen Idee der Humanitas dem Glück und der Würde der Menschen zu dienen.

Hat das erste Jahrzehnt nach der Vertreibung aus der Heimat dazu dienen müssen, eine Bestandsaufnahme des Erhaltenen vorzunehmen, so ist überfällig, die Überwindung des großen Bruchs vom Jahre 1945 in der Bewältigung einer Vergangenheit aufzuzeigen, die nicht mehr als von dieser oder jener Volksgruppe als verschuldet anzusehen ist, sondern abgeschlossen sein muß als ein Kapitel der Geschichte, — und der anzufügen ist ein neuer Abschnitt im Sinne der versöhnenden geistigen, künstlerischen und damit menschlichen Kontakte. Es heißt nicht, die Heimat und das angestammte Recht vergessen, wenn auch das Recht auf Heimat jedes Menschen unserer Nachbarschaft anerkannt wird. Es heißt die Elemente gleicher Substanz aufzeigen, wenn wir uns bemühen, den Korridor des Schweigens und Nicht-Voneinander-Wissens zu durchschreiten und im Geiste eines Friedrich Heer die Begegnung „auch mit dem Feinde" zu suchen.

III.

Kulturvereinigungen der Vertriebenen haben nicht die Aufgabe, die Geschäfte der Politik des militanten Antikommunismus zu betreiben. Aber die geistige Auseinandersetzung auf dem Gebiete um Literatur und Kunst, Theater und Film suche man, wo man nur kann! Das billige Wort der allzu rasch Urteilenden, die Berührung wecke die Gefahr der Infektion und führe zu einer Art „geistiger Knochenerweichung", kann nur der sagen, der sich der gesunden Kraft eigener kultureller Wirksamkeit nicht gewiß ist. Chopin wurde in Berlin, Liszt in Paris, Händel in London gefeiert. Geist (und Kunst) weht, wo er will. Man muß ihm nur die Fenster öffnen.

Liebe, sagt Max Tau, auch zu dem, der noch haßt. Überwindung des Unmenschlichen, verlangt Albert Schweitzer, um des Menschen willen. Die Vertriebenen, die tief Verwundeten, können ihrer christlichen Haltung kein besseres Zeugnis geben als in dem Bemühen, Herz und Seele der Nachbarn, aufgetan in Lied und Wort und Bild der Verkünder, aufgeschlossen zu sein, das Fremdartige darin zu achten, das Vertraute zu erkennen und insgesamt das Dargebotene in gleicher Art zu ehren wie sie selbst erwarten, daß ihre eigenen geistigen und künstlerischen Leistungen geachtet werden.

So summiert sich die Kulturaufgabe der Vertriebenen (wenn nicht der Deutschen schlechthin) in der Entwicklung neuer Kräfte aus dem reichen Fundus der Vergangenheit, in dem Bekenntnis zu den jüngeren Sprechern ostpreußischer, schlesischer und sudetendeutscher Prägung als den das Erbe Fortentwickelnden und schließlich in Beginn und Vertiefung der nachbarschaftlichen Kulturbeziehungen, auf das endlich Bitternis und Unrecht der Vergangenheit überwunden werde!

Das Kulturwerk der Vertriebenen Deutschen, mit solcher Aufgabenstellung seine Arbeit vor mehr als sechs Jahren beginnend, sucht die Gemeinschaft mit all jenen, deren Verpflichtung mehr ist als ein Lippenbekenntnis und deren Verantwortungsgefühl die Zukunft miteinbezieht.

Von Egon H. Rakette
1. Vors. des Kulturwerkes der vertriebenen Deutschen

Seltener Idealismus / Bericht über den Verlag Siegfried Schmidt

In unserer wunderdeutschen Zeit, da jeder bemüht ist, so schnell wie möglich und so viel wie möglich zu verdienen, ist man erstaunt, ja beinahe schon befremdet, von einem Menschen zu erfahren, daß er für jahrelange intensive und verantwortungsbewußte Arbeit nicht nur keinen Lohn erhält, sondern dafür sogar aus eigenen Mitteln noch laufend zusetzt.

Dies ist der Fall bei Siegfried Schmidt, einem jungen Verleger einmaliger Art. Als Angehöriger der Jugendbewegung arbeitete er auch unter dem Nationalsozialismus illegal weiter. Nach Krieg und Gefangenschaft stellte er sich neu und bewußt für die bündische Arbeit zur Verfügung. Er gründete die „Tatgemeinschaft" und gibt als ihr Organ jetzt bereits im 9. Jahrgang die Zeitschrift „Erkenntnis und Tat" heraus, die zu einem wesentlichen Bestandteil der Veröffentlichungen für die gesamte gegenwärtige Jugendbewegung geworden ist. Im 3. Jahr erscheint die Jungenzeitschrift „Der Wildpfad", die in Text- und Bildgestaltung geradezu vorbildlich und trotzdem die weitaus billigste ihrer Art ist (5 Hefte DM 2,—). Fast ist es unbegreiflich, sich vorzustellen, woher Siegfried Schmidt die Zeit nimmt für solche Arbeit, da er „nebenbei" auch noch einen Beruf hat, der ihn und seine Familie ernährt und ihm überhaupt erst die Möglichkeit gibt, sich so idealistisch zu betätigen: er ist praktischer Arzt!

Wie sehr er aber seinem ‚Hobby' lebt, ihm dient und sich ihm aufopfert, kann man nur ahnen, wenn man die Fülle der Einzelschriften sieht, die er im Laufe der Jahre herausgab, jede einzelne ein wohldurchdachtes und mit Liebe erarbeitetes kleines Kunstwerk, bündisch im Grundton, tadellos in Aufmachung und Ausstattung, besonders ausgezeichnet in der graphischen Gestaltung. Da sind zum Beispiel die Liederhefte. „Der Tag verglüht im Abendrot", Lieder aus der Zeit des inneren Widerstandes, die Lieder der Verlorenen Rotte, 32 S. (DM 1,40); „Frisch gesungen, Kameraden", Jugendlieder 48 S. (DM 2,—); „Lieder der Insel", Jungenlieder, handgeschrieben, illustriert, 24 S. (DM 1,50); „Silberspring", ebenfalls Jungenlieder, handgeschrieben und illustriert, 24 S. (DM 1,50); „Der Chanteyman", englische und amerikanische Chanties, davon 23 Seiten mit ausführlichen Erläuterungen über die Arbeitslieder der Matrosen, ebenfalls illustriert und handgeschrieben, 48 S. (DM 2,—); „Heimat und Volk", ein Bekenntnis zu Deutschland im Lied, handgeschrieben, 36 S. (DM 1,80). Natürlich wäre es eine abgegriffene Redensart, zu behaupten, daß keine Jugendgruppe, gleich welcher Art und Richtung, auf diese Liedersammlungen verzichten könne; trotzdem sei die Behauptung aufgestellt, daß jede aus diesen Heften reichen Gewinn ziehen würde.

Aber das Verlagsverzeichnis ist noch nicht erschöpft! Von Roland Schmidt erschien eine Kunstmappe „Ins Land Italia", acht einzelne Blätter mit sehr feinen Pinselzeichnungen, in ockerbraunem Offsetdruck, Format DIN A 4 (DM 4,—); „Wunder zwischen Wald und Wasser", erzählt und illustriert von Wilhelm Fabricius, 68 S. (DM 2,50); „Robin Hood, der Held des Waldes", der englischen Volkssage nacherzählt von Ernst Berghäuser, 34 S. (DM 2,—); „Gesang der Plastik", 17 großartige und großartig wiedergegebene Fotos von Plastiken Georg Kobles mit Gedichten von Heinrich Eichen, 32 S. (DM 3,—); „Verse des Dankes", eigene Gedichte des Verlegers, als kleines Geschenk für eine Mutter oder ein Mädchen geeignet, 24 S. (DM —,70) und als zur Zeit letztes: „Versprühte Sterne", gleichfalls Gedichte von Siegfried Schmidt, entstanden aus dem Erlebnis der Gefangenschaft und der Jugendbewegung, 44 S. (DM 2,—).

Die stattliche Reihe dieser Erscheinungen würde auch einem Berufsverleger zur Ehre gereichen. Umso mehr hat Siegfried Schmidt alle Ursache, stolz auf sein Werk zu sein. Unter welchen Umständen dies alles jedoch geplant und in Tat umgesetzt wurde und wird, ist eingangs bereits geschildert worden. Als Abschluß und zum Beweis sei erwähnt, daß Doppelheft 13/14 vom „Wildpfad" in einer Auflage von 1500 Heften DM 1650,— Herstellungskosten verursachte; werden sie alle restlos verkauft, so werden DM 1200,— eingegangen sein. Das, glaube ich, sagt alles! Jedoch nicht nur aus diesem Grunde sei mit allem Nachdruck auf diesen Verlag und seine Veröffentlichungen hingewiesen. (Bestellungen: Siegfried Schmidt, Hördt/Pfalz, Mühlweg 27). H. E.

Wir gratulieren!

Eiserne Hochzeit

Eheleute Friedrich Sprenger und Ernestine geb. Neuber aus Briensdorf in Ostpr. am 15. August in Borghorn i. O. Der Jubilar bekleidete durch 30 Jahre das Amt des Bürgermeisters in seinem Heimatort.

Goldene Hochzeit

Eheleute Fritz Bajorat und Anna geb. Gibbens aus Tilsit am 27. August in Melle.

Eheleute Franz Prusseit und Martha geb. Awissus aus Kuttenhöh, Kreis Insterburg am 27. August in Lindau, Krs. Duderstadt.

Eheleute Friedrich und Anna Ullrich aus Steinhalde, Krs. Ebenrode am 27. August in Osterholz-Scharmbeck.

90. Geburtstag

Caroline Schäfer aus Klein-Weiler, Krs. Gumbinnen am 7. August in Grüppenbühren, Krs. Delmenhorst.

80. Geburtstag

Wwe. Marie Hölger, geb. Meissner aus Saalfeld, Kreis Mohrungen am 9. August in Bohlsen, Krs. Uelzen.

76. Geburtstag

Friseurmeister Artur Mertineit aus Mohrungen am 14. September in Seesen/Harz, Schildaustraße 4.

Bankvorsteher Hugo Pietzker aus Marienburg am 8. September in Seesen/Harz, Dehnestraße 31. Als jahrzehntelanger passionierter Imker betreut er auch hier wieder einen großen Bienenstand.

Allen Jubilaren wünscht das Heimatblatt „Ostpreußen-Warte" recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.

„Sencte Marienburch"

Ein eindrucksvoller Kulturfilm über die Residenz der Hochmeister

Der bekannte Königsberger Kulturfilmhersteller Erich Doerk, der jetzt seinen Wohnsitz in Rosenheim/Obb. hat, ist neuerdings nach dem erfolgreichen Heimatfilm „Ostpreußisches Oberland" mit einem Kulturfilm über den Hochmeistersitz Marienburg an die Öffentlichkeit getreten.

Erich Doerk ist seit 1925 in der Filmbranche tätig, seine besondere Stärke liegt auf dem gepflegten Kulturfilm, der ihm eine Reihe schöner Erfolge eingebracht hat. Die Idee, einen geschichtlichen Film über die Marienburg zu drehen, bewegte ihn seit langem, um so mehr, da dieses historisches Wahrzeichen, das im letzten Krieg zu großen Teilen vernichtet worden ist, von den breiten Schichten der Bevölkerung heute immer mehr vergessen zu werden droht. Einst Mittelpunkt des deutschen Ritterordens, hat die Marienburg entscheidenden Anteil an der Kultivierung und Christianisierung des deutschen Ostens: ein nationales Denkmal.

Doerk sah sich bei der Behandlung dieses Themas großen Schwierigkeiten gegenüber; es fehlten ihm nicht allein entsprechende finanzielle Mittel, sondern auch das Objekt selbst, nämlich die Burg und das Land, auf dem sie steht. Hintergrund für die Außenaufnahmen und die historischen Bewegungsszenen bildeten die Gefilde am Inn und um Fürstätt. Diese Improvisation wird durch eine geschickte Kameraführung aufgewogen, die die Illusion des Landes an der Weichsel vollkommen macht. Aber diesen Bewegungsszenen (wie beispielsweise die Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410) kommt in diesem Film, der erzählten Geschichte Marienburgs, nur eine untergeordnete Rolle zu. Den Wert des Filmes machen die vielen architektonischen Details der Ordensburg und die vielen wertvollen Dokumente (Urkunden, Chroniken, Handschriften usw.) aus dem geretteten Fundus des Ordensarchivs, das heute in Göttingen eine neue Heimstatt gefunden hat.

Der Beschauer erlebt ein Kapitel deutscher Geschichte. Es wird mit Ernst und einem ausgereiften technischen Verständnis erzählt. Sämtliche bisher vorliegenden Kritiken bescheinigen dem Autor ein hohes fachliches Können und Quellensicherheit.

Wir möchten in diesem Zusammenhange nicht unterlassen, unsere Landsleute darauf hinzuweisen, daß dieser herrliche Kultur- und Dokumentarfilm bereits von zahlreichen Landes-, Kreis- und Stadtbildstellen (insgesamt bis heute in 23 Schmalfilmkopien) angekauft worden ist und dort ausgeliehen werden kann.

Das Anschauungsmaterial für diesen Film (Großbildfotos, Ordensfahnen und anderes Material aus der Ordenszeit) hat Landsmann Doerk in einer kleinen „Marienburg-Ausstellung" zusammengefaßt, die bereits in mehreren Städten ein reges Interesse seitens der ostpreußischen Landsleute, im besonderen bei der Jugend gefunden hat. Die Ausstellung kann landsmannschaftlichen Gruppen für besondere Anlässe (Tag der Heimat usw.) leihweise zur Verfügung gestellt werden. Interessenten wenden sich bitte direkt an Landsmann Erich Doerk, Rosenheim/Obb., Äußere Münchener Straße 19.



Scenenbild aus dem Kulturfilm „Sencte Marienburch", die Residenz der Hochmeister. Der auf dem Schlachtfeld bei Tannenberg im Jahre 1410 erschlagene Hochmeister Ulrich von Jungingen, gebettet unter dem Hochmeisterbanner.

Erweiterte Tätigkeit der Förderschulen

Die Zahl der Förderschulen, in denen die aus den Ostgebieten rückgesiedelten deutschen Jugendlichen Gelegenheit erhalten, ihre fehlenden Schul- und Sprachkenntnisse nachzuholen und damit den Anschluß an eine normale Berufsausbildung zu finden, hat sich in letzter Zeit rasch erhöht. Zur Zeit bestehen in der Bundesrepublik bereits 265 sogenannte „geschlossene Einrichtungen", das heißt Förderschulen, mit insgesamt 10 500 Internatplätzen, in denen die Jugendlichen durchschnittlich ein halbes bis ein ganzes Jahr bleiben. Daneben gibt es noch eine große Zahl sogenannter „offener Einrichtungen" in Form von Kursen, Arbeitskreisen usw. Die Internatschulen stehen überwiegend in der Trägerschaft der konfessionellen Wohlfahrtsverbände, also der Caritas und des Evangelischen Hilfswerkes. Die meisten dieser „geschlossenen Einrichtungen" hat Nordrhein-Westfalen, wo es 100 Schulen mit 4163 Plätzen gibt. Daneben unterhält Nordrhein-Westfalen in den Flüchtlingsdurchgangslagern und bei einigen Schulen noch 14 „offene Fördereinrichtungen" in Form von Sonderlehrgängen. Betreut werden die „geschlossenen" Einrichtungen vom Diözesan-Caritasverband in Paderborn (männliche Jugend), vom Meinwerk-Institut in Paderborn (weibliche Jugend), vom Hilfswerk der ev. Kirche in Düsseldorf, vom Landesverband der Inneren Mission in Münster und zum Teil von der Arbeiterwohlfahrt in Dortmund und Köln sowie von der Landesgeschäftsführung des Jugendsozialwerkes in Düsseldorf.

Mit 55 Schulen und 2200 Plätzen folgt Baden-Württemberg an zweiter Stelle 28 davon betreut die Caritas, 17 das Ev. Hilfswerk und 10 das Jugendsozialwerk. In Bayern gibt es 39 Förderschulen mit 1253 Plätzen, in Hessen 19 mit 621 Plätzen, in Niedersachsen 21 mit 914 Plätzen, in Rheinland-Pfalz 16 mit 678 Plätzen und in Schleswig-Holstein 10 Schulen mit 412 Plätzen.

Die älteste Ostpreußin

„Ich habe in meinem Leben sieben Kriege erlebt, den ersten Zeppelin über Ostpreußen gesehen und den kleinen Grenzverkehr an der deutsch-polnischen Grenze als eine Selbstverständlichkeit hingenommen", meint Frau Ottilie von Keler; sie feierte am 7. Juli ihren 101. Geburtstag. Frau von Keler wurde in Mensguth, Kreis Ortelsburg, in Ostpreußen geboren, lebte ein halbes Jahrhundert in Allenstein und mußte noch im Alter von 87 Jahren vor den Sowjets flüchten. Die 101jährige wohnt heute in Celle. Sie ist die älteste Bewohnerin des Landes Niedersachsen und wahrscheinlich die älteste Ostpreußin in der Bundesrepublik.

BUCHBESPRECHUNGEN

Dr. Anton Ritthaler: KAISER WILHELM II. Herrscher in einer Zeitenwende. Verlag Tradition und Leben Heinr. Frhr. v. Massenbach, Köln. 88 S., 12 Bildtafeln, 1 Stammtafel, brosch. DM 4,80.

Das Leben Kaiser Wilhelms II. ist mit der Geschichte seiner Zeit so eng verknüpft, daß man sie sogar nach ihm benennen zu dürfen glaubte; aber wie nahe sie sich auch berührten: er hat nicht sie, sie hat nicht ihn geprägt. Er war in vielem ihr Kind und hob sich doch scharf von ihr ab, er ließ sich von ihrer Woge tragen, stemmte sich aber weit öfter dagegen, bis sie ihn zuletzt überspülte.

Seinen hundertsten Geburtstag, den viele Blätter nur mit marktschreierischen „Enthüllungen, oder aufgewärmten Schlagworten zu begehen wissen, nimmt diese Schrift zum Anlaß, den Anteil des Kaisers an der deutschen und europäischen Entwicklung zu umreißen: nicht seine Beteiligung an jeder einzelnen Staatsaktion, denn das ergäbe eine lange Reihe quellenkritischer Untersuchungen, sondern seine Haltung gegenüber den Aufgaben und Fragen, die die Jahrhundertwende an alle Völker, zumal an das deutsche, herantrug.

Nur wer dank jahrelanger Beschäftigung mit dem Gegenstand aus dem Vollen schöpft, kann auf schmalen Raum soviel von der Eigenart einer Zeit, von der schicksalhaften Bedeutung eines Menschen und vom Wesen eines Staatsgefüges vor dem Leser ausbreiten, wie es auf diesen Blättern geschieht. Sie zwingen den Gleichgültigen und den Voreingenommenen zur Auseinandersetzung, den aber, der die Betrachtungsweise teilt, zum Weiterdenken.

5 Jahre Patenschaft für das Stadtgymnasium Altstadt-Kneiphof zu Königsberg/Pr.

Im Jahre 1954 übernahm das Ratsgymnasium in Hannover die Patenschaft über das Stadtgymnasium Altstadt-Kneiphof zu Königsberg/Pr. Seitdem sind fünf Jahre vergangen. Aus diesem Anlaß findet am 19. und 20. September 1959 ein Treffen der ehemaligen Lehrer und Schüler des alten Königsberger Gymnasiums in Hannover statt. Das Programm dieses Treffens liegt nunmehr im einzelnen fest und sieht vor:

Sonnabend, 19. 9. 59: ab 15 Uhr Treffen der Teilnehmer in den Maschsee-Gaststätten; 17 Uhr Einweihung des Ehrenmals des Ratsgymnasiums für die Gefallenen beider Weltkriege; 19 Uhr „Iphigenie in Aulis“ von Euripides in der Übertragung von Friedrich von Schiller. Aufführung in der Aula des Ratsgymnasiums; 21 Uhr Zwangloses Beisammensein im „Münchner Bräustüberl“ in der Schillerstraße.

Sonntag, 20. 9. 1959: 11 Uhr Morgenfeier in der Aula des Ratsgymnasiums. Festvortrag von Ministerialrat Dr. Kurt Kaminski-Bonn „Die Einführung der Stein'schen Ständeordnung in Königsberg/Pr. vor 150 Jahren — ein denkwürdiges Jubiläum“; 13 Uhr Gemeinsames Mittagessen im „Münchner Bräustüberl“.

Alle ehemaligen Lehrer und Schüler sowie Freunde des Stadtgymnasiums Altstadt-Kneiphof sind zu diesem Treffen herzlich eingeladen. Nähere Auskunft erteilen Pfarrer Werner Weigelt, Hamburg-Bergedorf, Hermann Lönshöhe 23, Telefon 71 45 40, oder Justizinspektor Erich Schultz, Hannover-Linden, Windheimstraße 49.

Vorstädtische Oberrealschule Königsberg/Pr.

25 Jahre nach der Reifeprüfung 1934 trafen sich die Angehörigen der Klassen, die 1925 als Sexta a und b gestartet waren.

Bewußt vereinten sich nicht nur die „Abiturienten“, sondern alle, die irgendwann den Weg dieser Klassen mitmachten.

Um ihren „alten“, in Wirklichkeit noch so lebendigen und jugendlich wirkenden Klassenlehrer Dr. Saborowski geschart, saßen Facharbeiter, Ärzte, Beamte und Kaufleute. Das Schicksal Ostpreußens spiegelte sich in den Erlebnisberichten, die in abendlicher Runde erzählt wurden. Jeder hatte 1945 von vorn anfangen müssen. Das auf der „Vorstadt“ erworbene Wissen war hierbei ein gutes Rüstzeug. Darüberhinaus hatten in jedem die Kräfte, die unsere ostpreußische Heimat in so reichem Maße in uns hatte wachsen lassen, gewirkt. Wir vermochten unserem verehrten Klassenlehrer wohl keinen besseren Dank abzustatten, als den Beweis unserer erreichten Lebensziele. Sein Geschichtsunterricht war eine Charakterschule für das ganze Leben, entsprechend seinem Leitwort: „Vorbild ist die beste Pädagogik.“

Scharfe Kritik aus der Schau des furchtlosen Historikers ließ diesen aufrechten Ostpreußen immer wieder das Ziel feiger Denunziation werden. Immer jedoch standen seine Schüler zu allen Zeiten geschlossen um ihn, in Ostpreußen und im heutigen Wirkungskreis. Wir danken ihm, daß er sich unter keinem System scheute, die Dinge beim Namen zu nennen.

Seine Begrüßungsworte waren ein Bekenntnis zu unserer Heimat und den Werten, die schon von Generationen unserer Voreltern gelebt wurden.

Das Treffen nahm seinen Beginn bei unserem Kameraden Theo Rudolpf in Kupferdreh, der mit seiner lieben Frau die ganzen Vorbereitungen getroffen hatte. Bis in die Nacht saßen wir in einem nahegelegenen Hotel bei ernstem und heiterem Gespräch. Der Morgen vereinte alle zu einem Spaziergang am Baldeneysee, wo wir auch zu Mittag aßen. Ein Kaffeetrinken im Hause eines anderen Klassenkameraden bildete den Abschluß. Von der Terrasse grüßten wir in der Ferne unsere Patenstadt Duisburg. Der Wunsch, nicht nur im kommenden Jahr Pfingsten ein Klassentreffen zu wiederholen, sondern den Weg zu einer Gemeinschaft ehemaliger unserer „Vorstadt“ anzustreben, wurde von allen geäußert.

Wir grüßen alle „Vorstädter“ und „ehemaligen Domschüler“ recht herzlich und bitten sie, ihre Anschrift an Theo Rudolpf, Essen-Kupferdreh, Kupferdreherstr. 137 zu senden.

Dr. Hans Dudenhausen 80 Jahre

Am 20. September vollendet Oberregierungsrat Dr. Dudenhausen von der Schulabteilung der Regierung Königsberg/Pr. in körperlicher Frische und vorzüglicher geistiger Regsamkeit das 80. Lebensjahr.

Nach dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften war Dr. Dudenhausen als gebürtiger Westfale zunächst in Westdeutschland im Höheren Schuldienst und als Lehrerbildner tätig. Im Zuge der Neuordnung des Schul- und Lehrerbildungswesens kam er dann bald nach dem ersten Weltkrieg als Regierungs- und Schulrat nach Königsberg, wo ihm außer dem Dezernat für das Volksschulwesen mehrerer Kreise auch die Aufsicht über die gesamten Mittelschulen des Regierungsbezirks übertragen wurde.

Gediegene Fachkenntnis und eine unbestechlich-sachliche Beurteilung der Leistungen machten ihn zu einem sehr geschätzten Mitglied der staatlichen Mittelschullehrer-Prüfungskommission. Auch bei den Schulbesichtigungen hielt Dr. Dudenhausen mit verdienter Anerkennung und positiv-aufbauender Kritik und Anregung nicht zurück. Selbst bei ernsten Beanstandungen war er stets versöhnlich und verbindlich im Ton. So konnte es nicht ausbleiben, daß er 1942 (ohne jedoch der Partei anzugehören) zum Oberregierungsrat befördert wurde.

Seine große Beliebtheit und seine überragenden menschlichen Qualitäten erlebten dann 1945/1947 auch die 12 000 Insassen des dänischen Flüchtlingslagers Kopenhagen/Klövermarken, wo Dr. Dudenhausen sämtliche Zweige des Schulwesens und der Berufsausbildung einrichtete und leitete.

Nach Deutschland zurückgekehrt, stellte er sich dann in den Nachkriegsjahren noch in gewohnter Einsatzbereitschaft dem Gymnasium seines neuen Wohnortes als Lehrkraft zur Verfügung. Noch in seinem 80. Lebensjahr ist Dr. Dudenhausen jetzt seit mehreren Monaten einer der aktivsten Mitarbeiter bei der von behördlichen Stellen in die Wege geleiteten Erstellung der „Ostdokumentation“.

Mögen dem Jubilar, der in Lindau/Bodensee, Schweizerhofweg 9, eine neue Heimat gefunden hat, zusammen mit seiner Gattin noch viele gesunde und glückliche Lebensjahre beschieden sein.

Pk.

Paul Kollmann 60 Jahre

Am 17. August vollendete der westpreußische Volkstumskämpfer und Schriftsteller Paul Kollmann in Berlin sein 60. Lebensjahr. Als Herausgeber und Hauptschriftleiter des „Thorner Ordenskreuzes“ ist Kollmann von Berlin aus unermüdlich für die friedliche Wiedergewinnung seiner Thorner Heimat in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen eingetreten, so daß sein Name in der westpreußischen Heimatgeschichte immer ehrenvoll verzeichnet sein wird.

Prof. Dr. Karl Andrée †

In Göttingen verstarb im 79. Lebensjahr der langjährige Ordinarius für Geologie und Paläontologie an der Abertus-Universität zu Königsberg/Pr. und Emeritus der Universität Göttingen, Prof. Dr. Karl Andrée. Der gebürtige Niedersachse war nach seiner Studienzeit in Hannover und Göttingen sowie einer Privatdozentur in Marburg an die Königsberger Universität berufen worden, wo er drei Jahrzehnte lang bis 1945 eine fruchtbare Lehr- und Forschertätigkeit entfaltete. Als Direktor des Königsberger Geologisch-Paläontologischen Instituts sowie der Geophysikalischen Warte legte er die Grundlagen für die neuere Geologie, besonders auf dem Gebiet der Erforschung der Sedimentsbildung, der Theorie der Gebirgsbildung und der Entstehungsgeschichte der Erde. Prof. Dr. Andrée war führend auf dem Gebiet der Bernsteinforschung tätig, auch gründete er das weltberühmte Königsberger Bernsteinmuseum. Ferner gehörte Prof. Andrée zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften an. Im Jahre 1950/51 war er „Bohnenkönig“ der „Gesellschaft der Freunde Kants“. Als Vorsitzender der Gemeinnützigen Gesellschaft Albertinum e. V. konnte er noch die Vorbereitungen für den Bau eines ostpreußischen Studentenheimes wesentlich fördern. In den letzten Jahren gab er den Rundbrief an die ehemaligen Angehörigen der Albertus-Universität heraus.



(73)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Wenn e armer Mensch vom Unglick verfolgt is, denn bricht ihm der Zeigefinger inne Nas ab. Nu huck ich da, de rechte Hand verbunden und das Maul verschwollen. Nei, nei, wissen Se, einer soll es gar nich fier meeglich halten, wie schnell einem das Schicksal in gefährliche Abenteier verwickelt, wo einer denn nich anders rauskommt wie in dem soeben geschilderten Zustand.

Aber ich muß Ihnen das von Anfang an erzählen, daß Se die heimtickische Schleichwege genau erkennen, wo das tragische Verhängnis entlang laatscht, wenn es einem friedlichen Birger schichern will. Wie gewählt ich mir wieder ausgedrickt hab! Ja, einer is ja nich aus Dummsdorf. Es fing ganz harmlos an, nämlich mit e kleines, schwarzes Katzche, wo sich beim Bauerochse aufem Hof eingefunden hadd. Es war vleicht gut gegen acht Wochen alt, had griene Augen, und keiner kannd ihm. Wahrscheinlich war es e jugendliche Freindin vom Bauerochse seinem großen Kater, denn der ließ ihm aus seine Schissel mitfressen. Dem Katzche, nicht dem Bauerochse! Und er ging auch fier das Katzche Mäuse greifen. Der Kater, nich der Bauerochse!

Es war aber auch wirklich e besonders hibsches Katzche, so daß de Emma, was meine Frau is, ihm fier sich einfangen wolld. Rein wie dammlich war se hinter ihm her, so daß se Tag und Nacht keine Ruh nich mehr fand. Das Katzche war sozusagen der Wurm, wo de Emma am Herzen nagen tat, besonders wie se dahinter kam, daß de Lydia Schrumm ihm auch nachstelld. Se wissen doch noch, de Lydia, wo auch in unser Haus wohnt und Pfingsten Erstfeiertag mittem ortsdummen Otto aufem Arm genommen wurd. Sonst missen Se noch mal bis Juni zurickblättern. Nu solld das Katzche mit sein schwarzes Fellche ihre einsamen Tage verscheenern. Und das wurmd de Emma natierlich, wo se doch selbst e Auq auf das Katzche geschmissen hadd.

De Lydia versuchd es auf die sanfte Tour, mit e bißche Milch aufe Untertass und mit „Komm, Miezelche komm!“ Aber es nitzd nuscht, das Katzche war zu scheu und zu mißtrauisch. De Emma nahm keine Untertass, sondern die Beine inne Hand und sockd dem Katzche nach. Aber das Katzche war fixer wie de Emma, außerdem konnd es ohne Miehe durch die Löcher im Zaun kriechen, de Emma aber konnd das nich. Jedes Mal, wenn de Emma dachd, nu hab ich ihm, war es unterm Zaun durch. Was das Katzche dann dachd, konnd ich mir denken. Jedenfalls hoppsd es freehlich im Garten mang die Blumchens rum oder ahld sich inne Sonn.

„Ich krieg dich schon,“ sagd de Emma und entwarf einem Kriegsplan, wo ich mithelfen missd. Sehn Se, und damit war ich nu sozusagen e nichtsahnendes Zopfband, wo in das tragische Verhängnis mit verflochten wurd.

In einer Eck im Garten lag e großer Komposthaufen mit wilde Rosen und Brennessel, da konnd das Katzche nich rieber, und da wolld de Emma ihm hinschichern. Wenn es flichten wolld, mußd es um dem Haufen rum, und nu solld ich mir heimtickisch anne Eck von dem Haufen mit e große Tonn verstecken, wo das Katzche reinhoppsen solld. Was sagen Sie zu so e Hinterhältigkeit? Ich hab gar nuscht gesagt, aber es ging mir gegne Hutschnur. Dafier sagd de Emma um so mehr: „Bis jetzt hast du immer bloß zugekickt, wie ich mir bemieht hab. Nu wird es heechste Zeit, daß dir auch e bißche abrackerst, ehr daß de Schrummsche uns dem Katzche vore Nas wegschnappt.

Was solld ich tun? Mitte Tonn hintrem Komposthaufen kam ich mir vor wie e Bixenknopf im Klingelbeitel, daß heiß sozusagen mit e schlechtes Gewissen anne falsche Stell. Aber ich mussd mitmachen, Sie kennen die Emma nich. Wenn Se nu denken, daß alles gut geklappt hat, denn sind Se einem falschen Irrtum zum Opfer gefallen. Das Unternehmen verlief ganz anders, wie de Emma ausgerechnet hadd. Zwar konnd se das Katzche mit ausgestreckte Flochten an dem Komposthaufen randrängen, aber wie se immer dichter kam, da sockd das Katzche nich umme Eck in meine Tonn rein, sondern sprang mit eins senkrecht hoch wie e Hubschrauber. In diesem Monumang faßd de Emma zu, aber se war von dem Schreck und die Jagd so aufgeregt, daß se ausrutschd und mittes Gesicht innem Rosenstrauch reinfiel. Dem Katzche kriegd se dabei natierlich nich zu fassen, sondern mitte rechte Hand grabschd se inne Brennessel rein und mitte linke in e großes Wespennest, wo wir vorher beide gar nich gesehen hädden. Nu fing se natierlich an zu jammern, aber bloß e Weilche, denn ging es mittes Schimpfen los. Und Schuld hadd ich natierlich. Ich hädd all längst de wilde Rosen rausreißen solld und de Nesseln abmähen! Und Augen hadd ich auch keine im Kopp, sondern bloß Hiehneraugen anne Zehen, sonst hädd ich doch das Wespennest inne Erd gesehen und ihr gewarnt.

„Von heite an“, sagd se, „gehst du nich mehr ohne Brill aufe Nas im Garten. Und jetz holst de Sens und machst das Rankenzeig und de Nessel weg.“ Wissen Se, ich bin e friedliebender Mensch und hab fier alles Verständnis, aber dem Kriegsplan hadd doch de Emma entworfen, und nich ich! Nu mussd se natierlich auch de Folgen tragen, das berubbelte Gesicht, de Blasen anne rechte Hand und die zwei Wespenstiche anne linke.

Am dollsten ärgerden ihr natierlich de Wespen, und damit wurd nu sozusagen das Ausrufungszeichen hinter meinem Verhängnis gesetzt, indem daß Emma mir den Auftrag gab, de Wespen auszurotten. Zu diesem Behufe — wie vornehm ich wieder schreib! — mussd se mir e Eimer voll kochendes Wasser machen, dem wolld ich ieberm Wespennest ausgießen. Aber das paßd de Emma nich, indem daß se Angst hadd, daß ich vorbeigieß. Deshalb drickd se mir e große, ausrangschierte Gartenspritz inne Hand — wer weiß, wo se die so schnell herkriegd — mit die konnd ich genau zielen, sagd se, und dabei kratzd se sich aus eins anne Hände rum. Aufe Wespen hadd se direkt e Stinkwut: „Die rottest du jetz aller aus, nich eine darf iebrig bleiben!“ Damit entschwand se inne Stub und ließ mir mit meine schwierige Aufgabe allein.

Ausrotten is ja leicht gesagt, aber nu rotten Se man mit e alte Gartenspritz. Hädd ich man bloß mittem Eimer gegossen! Es gab nämlich e schreckliches Unglick, indem daß de Spritz nich geradeaus spritzen tat, sondern umme Eck, sozusagen halblinks. Was nitzt da das scheenste Zielen ieber Korn und Kimme, wie einer es frieher mal gelernt hat. So traf ich natierlich keine einzige Wesp, sondern tat ihnen bloß zergen und aufschichern, und — rietz! — hadd mir auch all eine inne Back gebuggert. Ehr daß ich mir versah, burrden mir mindestens zwanzig Wespen un meinem Kopp rum, so daß ich mir mit beide Hände wehren mussd. Dabei vergaß ich aber de Spritz, wo ich gerad frisch Wasser aufgezogen hädd, und nu lief das kochende Wasser rickwärts raus und verbrieht mir de rechte Hand und dem rechten Arm.

Ja, sehn Se, und so huck ich nu hier mit e geschwollene Back, als wenn ich e großem Klops innes Maul hab, und mussd auf meine alte Tag noch mitte linke Hand schreiben lernen, sonst hädden Se keinem Brief nich gekriegt. Sieger sind de Wespen und das kleine schwarze Katzche!

Ihr Ernst Trostmann
Landbriefträger z.A.

Ostpreußische Kirchen in Not

Trotzdem reges Gemeindeleben — Westdeutsche Patenschaften angeregt

In der anläßlich des Deutschen Evangelischen Kirchentages herausgegebenen Sondernummer der „Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" berichtet Hans-Georg Schneege darüber, wie die kleinen evangelischen Diaspora-Gemeinden in Westpreußen und im polnisch verwalteten Ostpreußen heute existieren. Bei einem Besuch in seiner Heimatstadt Elbing fand Schneege den Eindruck bestätigt, den schon Bischof Kotula anläßlich einer Visitationsreise gewonnen hatte, daß nämlich die ganz auf sich selbst gestellten Gemeinden ein reges kirchliches Leben aufzuweisen haben.

Wie Schneege im einzelnen berichtet, sind die Voraussetzungen für dieses religiöse Leben außerordentlich schwierig. Um das Geld für kleine Kirchenbauten und den Druck von Gesangbüchern und Schriften zu bekommen, zahlt, da es keine Kirchensteuer und kein Kirchgeld gibt, jedes Gemeindeglied freiwillig ein Zehntel seines Einkommens. Von den insgesamt 470 evangelischen Gemeinden Ostpreußens bestehen heute nur noch 20, von denen die Allensteiner mit sechs Predigtstätten die größte ist. Als Hauptstadt des Bezirks wurde Allenstein auch Sitz der Superintendenten der Masurischen Diözese, die über 30 Pfarrer und mehrere Diakone verfügt. Vier von ihnen sind Deutsche bzw. Autochthonen, wie sie von den Polen genannt werden. Überhaupt ist die Zahl der deutschen Pfarrer in Ost- und Westpreußen sehr gering, es dürften nicht viel mehr als 15 sein. Die evangelische Gemeinde in Elbing hält gewöhnlich einmal im Monat einen hauptamtlichen Pfarrer aus Danzig zu sich und weil in solchen Fällen ihre Räume nicht ausreichen, stellen die Katholiken ihre Kapellen und kirchliche Räume zur Verfügung, wie sich überhaupt eine enge Zusammenarbeit beider Konfessionen zeigt.

In Elbing hatten polnische Laienprediger und Mitglieder des Kirchenvorstandes gesprächsweise angeregt, evangelische westdeutsche Gemeinden möchten für die kleinen und in der Not der Diaspora stehenden Gemeinden polnischer und deutscher Evangelischer eine Art Patenschaft übernehmen. Ein anderer polnischer Pfarrer erklärte während der Bahnfahrt zwischen Posen und Elbing: „Gott hat diese Grenzen zwischen uns Menschen nicht gewollt, die sehr viel Unrecht verursacht haben. Bitte sagen Sie Ihren Landsleuten in Westdeutschland, daß wir nicht mehr Polen und Deutschland wollen, sondern Europa."

Feierstunde in Göttingen

Die „Ehrenmalfeier" der Landsmannschaft Ostpreußen soll in diesem Jahr am 6. September durchgeführt werden. Diese Veranstaltung fand im Laufe der Zeit bereits eine feste Form ihres Ablaufs und weit über Göttingen hinaus Interesse. Sie werden in diesem Jahre eingeleitet durch zwei Liedvorträge des gemischten Chores des Bundes der vertriebenen Deutschen, Göttingen. Für die beiden Bekenntnisse sprechen Pfarrer Professor Dr. Grzegorzewski und Pfarrer Kuhn. Zu der Ehrung der Toten spricht Generalleutnant a. D. Reymann, Iserlohn/Westf. Den Abschluß wird wieder die Kranzniederlegung durch die beteiligten Verbände und Vereine bilden. Bereits am Tage vorher sollen viele tausend Blumensträuße, von welchen jeder auf weißer Seidenschleife den Namen eines Gefallenen trägt, vor dem Ehrenmal niedergelegt werden. Die Bestellung auf diese Blumensträuße und die Nachfrage nach Quartieren durch zahlreiche auswärtige Gäste läßt bereits heute erkennen, daß die Veranstaltung in diesem Jahre einen besonders regen Besuch aufzuweisen haben wird. Der Posaunenchor der Johannis-Gemeinde wird auch diesmal wieder mitwirken.

Zentrum der Ermländer

Münster in Westfalen soll das religiöse Zentrum der heimatvertriebenen Katholiken aus dem ostpreußischen Bistum Ermland werden. Neben dem Mutterhaus der ermländischen Katharinenschwestern wird ein „Ermland-Haus" errichtet, das Arbeitsräume für das Kapitularvikariat der Diözese Ermland, eine Kapelle und einen Tagungsraum enthalten soll. Das Kapitularvikariat ist bis jetzt in unzureichenden Räumlichkeiten auf dem Gut Honburg in Osnabrück-Haste untergebracht. Die in allen Teilen des Bundesgebietes lebenden Ermländer wollen durch Spenden in der Durchschnittshöhe von 10 DM das „Ermland-Haus", das „unter dem Gesetz der Einfachheit und Schlichtheit" stehen wird, finanzieren. Mit dem Baubeginn ist in einem Jahr zu rechnen.

Aus den Landsmannschaften

Itzehoe

Die Landsmannschaft Ost- und Westpreußen Itzehoe veranstaltete — wie in den Jahren davor auch — ihren Sommerausflug. Immer wieder zieht es die Landsleute an die Gestade der Ostsee, denn hier kann man gen Osten blicken und das Land der Preußen mit der Seele suchen. Ziel des diesjährigen Ausfluges war die Hohwachter Bucht. Ueber Malente, Lüthjenburg ging es dem Ziel entgegen. Am Nachmittag wurde über Plön — Ascheberg nach dem idyllisch gelegenen Dersau am Plöner See weitergefahren. Hier war eine gemeinsame Kaffeetafel gerichtet. Ueber Neumünster — Tönsheide wurde dann die Heimfahrt nach Itzehoe — der Stadt im Grünen — angetreten. Alle Teilnehmer bestätigten, daß es ein erlebnisreicher und besonders schön gelungener Ausflugstag war.

Die über 65 Jahre alten Mitglieder der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in Itzehoe waren erneut zu dem schon traditionellen Kaffee-Nachmittag eingeladen. Der Vorsitzende, Schulrat i. R. Richard Grohnert, betonte in seiner Begrüßungsansprache, daß es besondere Pflicht der alten Generation sei, das Bekenntnis zur jetzt abgetrennten alten Heimat zu pflegen und die Erinnerung an sie in der heranwachsenden Jugend wachzuhalten. Umrahmt wurde die Veranstaltung durch Darbietungen des Konzert — Trio's (Hörning-Lach-Urban). Anschließend wurde ein gut abgestimmtes Unterhaltungsprogramm geboten.

Im September ist eine 2-tägige Harzfahrt vorgesehen. Anmeldungen dazu werden bei der Geschäftsstelle entgegengenommen.

Seesen/Harz

Zu einer heimatlichen Kaffee- und Unterhaltungsstunde der Landsmannschaft Ostpreußen hatten sich am 4. August nachmittags 40 Landsleute der Jahrgänge 1890 und älter in Winkelsmühle eingefunden. Nach herzlicher Begrüssung durch den Vorsitzenden Papendick rollte ein gediegenes Programm ab, in dessen Mittelpunkt die von Frau Donnermann betreute vorzügliche Wiedergabe des Agnes-Miegel-Tonbandes „Heimatland Ostpreußen" stand. Eine wohlgelungene, harmonische Veranstaltung. Sehr befriedigt und tief beeindruckt traten die Besucher abends mit Kleinbussen die Heimfahrt an.

Heimatkartei hat gut gearbeitet

93,6 Prozent der Bevölkerung des Heimatkreises Pr.-Eylau erfaßt

Der Landkreis Verden übernahm bekanntlich vor einigen Jahren die Patenschaft des ostpreußischen Kreises Pr.-Eylau. In der Stadt Verden erhielt eine neue Straße den Namen des Patenkreises und im Museum soll ein Heimatzimmer eingerichtet werden. Die Kosten des Aufbaues der Heimatkreiskartei Pr.-Eylau übernahm der Landkreis. Die Führung der Heimatkartei hat Bürgermeister a. D. Bernhard Blaedtke in Gießen im Bezirk Köln übernommen.

Seit Oktober 1957 hat sich Bürgermeister Blaedtke bemüht, die Bevölkerung des Heimatkreises zu erfassen und die Vertriebenenschicksale festzustellen. Diese Arbeiten sind zum größten Teil abgeschlossen. Mit den in Hamburg geführten Gemeinde-Einwohnerlisten der Landsmannschaft Ostpreußen wurde die Kartei der Pr.-Eylauer verglichen, ergänzt und berichtigt. Diese umfangreiche Arbeit war ein voller Erfolg. Es sind insgesamt 93,6 Prozent der früheren Einwohner des Heimatkreises Pr.-Eylau erfaßt worden. Die Erfassung der Einwohner der Kreisstadt Pr.-Eylau erbrachte nur 73,4 Prozent, Stadt Landsberg 96,7 Prozent und der Stadt Kreuzburg 94,5 Prozent. Von den 112 Landgemeinden konnten von 74 Landgemeinden die Bevölkerung zu 100 Prozent erfaßt werden, bei 16 Landgemeinden über 95 Prozent, 6 Landgemeinden über 90 Prozent, 8 Landgemeinden über 85 Prozent und zwei Landgemeinden über 80 Prozent, während nur bei 6 Landgemeinden die Erfassung unter 80 Prozent bis jetzt erfaßt werden konnte. Das Ergebnis kann als sehr günstig bezeichnet werden.

Nach dem Stande vom 1. Juli 1959 liegt über das Schicksal der vertriebenen Bevölkerung des Patenkreises Pr.-Eylau folgendes Ergebnis vor: Von den im Jahre 1939 gezählten 53 003 Einwohnern konnten 49 985 oder 93,6 Prozent erfaßt werden. Davon leben 36 472 im Bundesgebiet und nur 6996 in der Ostzone. Gefallen oder vermißt sind 3049 Einwohner. Auf der Flucht sind allein 3421 Pr.-Eylauer umgekommen und in der Heimat verstarben noch 459, während nach der Vertreibung 1511 Einwohner gestorben sind. Von den Russen wurden 369 Einwohner getötet und 560 verschleppt. Die Gesamtverluste betragen 9369 Personen oder 17,67 Prozent. Noch völlig unbekannt ist das Schicksal von 3891 Pr.-Eylauern. Eine erschütternde Bilanz!

Der ostpreußische Landkreis Pr.-Eylau bestand aus drei Städten und 112 Landgemeinden mit 238 Ortsteilen.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm (23) Oldenburg (Oldb.) Gotenstraße 33

Herzliche Geburtstagsglückwünsche allen im September geborenen Turnschwestern und Turnbrüdern, vor allem den Ältesten und denen, deren Lebensjahre sich wieder einmal runden. Es vollenden **40 Jahre:** am 8. 9. Frau **Anni Gootz** (Memel), am 24. 9. **Käte Klein-Semp** (Zoppot), am 26. 9. **Dr. Walter Sand** (KTC Kbg.); **50 Jahre:** am 12. 9. **Else Bader** (Tgm. Danzig und Allenstein), am 22. 9. **Alwin Lemke** (KMTV Kbg.); **60 Jahre:** am 3. 9. **Irma Jagusch-Martin** (Elbing), am 11. 9. **Gertrud Stüven-Lamoth** (FrTV Labiau); **70 Jahre:** am 12. 9. **Gertrud Kätelhön-Ramm** (KMTV Kbg), am 21. 9. **Otto Kirschnick** (KTC Kbg), am 23 9. **Elisabeth Hübner-Kanitz** (KMTV Kbg); **85 Jahre:** am 19. 9. **Hermann Geisendorf** (Elbing).

Aus dem Goldenen Mainz, wo vom 7. bis 10. August das 6. Bundesalterstreffen des DTB stattfand, sind mir zahlreiche Grüße zugegangen, für die ich auf diesem Wege herzlichst danke. Daß ich durch Krankheit verhindert war, diese herrlichen Tage mitzuerleben, bedaure ich sehr. Aber Klagelieder ob solcher Verzichtforderungen des Schicksals anzustimmen, wäre ein schlechtes Zeugnis für eine Turnerseele. Wer sich nicht in Gehorsam übt, weiß schwerlich maßzuhalten im Befehlen, und das Genießen wird kaum recht verstehen, wer nur mit Zorn und Groll im Bauch verzichten kann.

Der Königsberger Turn-Club, dessen Einladung ich leider auch nicht folgen konnte, führte vom 14. bis 17. 8. 59 in Holzminden ein zünftiges KTC-Sommerfest „wie einst in Wilky" durch. Turnen, Spiel und Tanz, fröhliches Tummeln und Wandern und nicht zuletzt sehr viel munteres Plaudern schlugen die Brücke zur hell aufleuchtenden Heimat, verbanden die Gegenwart mit der erinnerungsträchtigen Vergangenheit und gaben in der Freude des Wiedersehens, in der Gewißheit der Zusammengehörigkeit in turnerischer Kameradschaft Mut und Kraft, den Weg in die Zukunft hoffnungsfreudig und aufrecht weiterzuwandern. Walter Raabe, Ernst Korittki und viele andere Helfer standen ihrem Vorsitzenden Dr. Curt Reicke in altbewährter Treue zur Seite. Es ist gewiß nicht übertrieben, solche Treffen als „Tankstelle der Freude" für jeden Teilnehmer zu bezeichnen.

Das XI. Wiedersehenstreffen unserer Turnerfamilie in der Flüchtlingsstadt Espelkamp-Mittwald (Kreis Lübbecke/Westf.) habe ich im Einvernehmen mit Tbr. Helmut Heyse und den örtlich beteiligten Stellen für die Zeit vom 9. bis 12. September 1960 angesetzt. Das Gemeinschaftsquartier, das uns schon 1956 zur Verfügung stand, wird uns — inzwischen verschönert und vergrößert — wiederum als geschlossene Gemeinschaft diese Tage erleben und die Erinnerung daran unverlierbar mit nach Hause nehmen lassen. Werbt und spart ab sofort für Espelkamp-Mittwald.

Onkel Wilhelm

Kurische Täubchen im Ostpreußischen Jagdmuseum

Das Ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg will seine Besucher demnächst in einer Sonderschau mit einem alten ostpreußischen Gewerbe bekanntmachen, das nahezu ausgestorben ist. In einem Nebenraum der Haupthalle ist bereits mit dem Aufbau der Sonderschau „Krahjenbieter" begonnen worden. Krahjenbieter heißt Krähenbeißer. So wurden die ostpreußischen Fischer in der kurischen Nehrung genannt, die sich mit dem Fangen von Krähen nicht unerhebliche Nebeneinnahmen verschafften. Die Krähen wurden in einem Klappnetz gefangen und einzeln durch einen kräftigen Biß in den Kopf getötet. Die Hausfrauen säuberten die Vögel und pökelten sie ein. Unter der Bezeichnung „Kurische Täubchen" fanden diese Pökelkrähen in Berlin viele Liebhaber. Das Museum erfuhr durch Zufall, daß der letzte ostpreußische Krähenbeißer, der 80 Jahre alte Richard Pesch aus Rositten, in Scharnebeck bei Lüneburg lebt. Er hat sich dem ostpreußischen Jagdmuseum zur Einrichtung der Sonderschau zur Verfügung gestellt.

Elchforschung in Alaska

Das ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg hat einer deutschen Jagd-Expedition, die demnächst nach Alaska fahren wird, einen Forschungsauftrag erteilt. Die Expedition soll Decken und Schaufeln von Elchen aus Alaska nach Lüneburg bringen, wo sie wissenschaftlich untersucht werden sollen. Die Forschungsergebnisse sollen für eine Elch-Monographie verwertet werden, die demnächst vom ostpreußischen Jagdmuseum herausgegeben werden soll. Oberforstmeister Kramer aus Braunschweig, der letzte ostpreußische Elchjägermeister, wird die Monographie schreiben.

Stiftungen für Osteroder Heimatmuseum

Die Sammlung des Heimatmuseums konnte wiederum erweitert werden. Willi Pagel, Düsseldorf, hat für die Heimatstube Osterode/Ostpreußen drei wertvolle Bilder — Hochmeistergedenkstein, Ruine der Hochmeisterkapelle und Altar der Kirche Tannenberg — gestiftet. Frau Wagner, Rosmariengasse, stellte dem Museum einen wertvollen Druck aus dem Jahre 1761 (Das Leben Gustav Adolfs) zur Verfügung. Die Stadt hat beiden in einem Schreiben Dank gesagt für die Spenden.

Ostausstellung in Freiburg

Die Freiburger Gruppe des Bundes Ostpreußischer Studierender führte kürzlich zusammen mit den Hochschulgruppen der Schlesier und Balten eine Ausstellung über die Oder-Neiße-Gebiete durch. Die Ausstellung fand ein ganz besonderes Interesse bei den Vertretern der in Freiburg studierenden Ausländer aus 53 Nationen.

Ostpreußens Leichtathleten siegreich

Im Rahmen der Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften in Stuttgart trafen sich auch die Angehörigen der alten ostdeutschen Sportvereine zu ihren Traditionswettkämpfen. Die Ostpreußen konnten in allen Staffeln den Sieg erringen. Ausgezeichnete Leistungen boten auch die Jugendmannschaften der ostpreußischen Vereine.

Vorschlag eines Briten

Der britische Publizist Bernard Newman kommt in seinem soeben erschienenen Buch „Portrait of Poland" nach eingehenden Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß Polen das ihm zur Verwaltung übergebene Gebiet bis hin zur östlichen — Glatzer — Neiße an Deutschland zurückgeben solle, wohingegen die Sowjetunion einen Teil der Gebiete jenseits des Bug-San, mindestens aber das Gebiet um Lemberg an Polen zurückgeben könnte. Der britische Autor betont dabei, daß Polen im Vertrag von Riga nach dem ersten Weltkrieg bzw. nach dem polnisch-sowjetischen Kriege ostwärts des Bug-San zu weit nach Osten vorgerückt sei und auch ethnisch nicht polnische Gebiete an sich gerissen habe.

Neue menschliche Taten sind nötig!

Von Minister a. D. Dr. Heinrich Weitz, Präsident des Deutschen Roten Kreuzes

Im Dezember 1958 beschlossen die Vereinten Nationen, im „Weltflüchtlingsjahr" vom Juni 1959 bis Juni 1960 gemeinsam gegen die noch beträchtlichen und hartnäckigen „Restbestände" der Flüchtlingsnot anzugehen. 54 Nationen des westlichen Kulturbereichs schlossen sich dem Gemeinschaftsprogramm an. Ihre Regierungshäupter — in der Bundesrepublik der Herr Bundespräsident — übernahmen persönlich die Schirmherrschaft über diese geplante Großaktion des Weltgewissens und der Humanität.

Neue menschliche Taten sind nötig geworden, um mit diesem aus der Unmenschlichkeit geborenen und in der ganzen Welt zählebigen Problem fertig zu werden, damit die Menschheit nicht durch die Gewöhnung an die Flüchtlingsnot abstumpfe und sie nicht als natur- oder zeitbedingtes unabwendbares Schicksal hinnehme.

Das Zeitalter der Heimatlosen

Die Geschichtsbücher künden von der Völkerwanderung um 400 bis 600 nach Christi als dem großen Völkerunglück der Menschheit. Dabei bewegte sich während jener ganzen 300 Jahre auf Europas Fluchtstraßen nur der Bruchteil eines Prozents jener Flüchtlingszahl, die allein die erste Hälfte unseres Jahrhunderts erbrachte: 150 Millionen.

Wir Deutschen wurden am stärksten betroffen. In der Bundesrepublik leben 12½ Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, d. h. ein rundes Viertel der Gesamtbevölkerung. Zwar sind inzwischen für sie 5½ Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen und ihre materiellen Nöte weitgehend gebannt worden. Aber noch immer gibt es 350 000 Menschen in Lagern und 500 000 in Notwohnungen. Sie verloren in ihrer Heimat rund 250 Milliarden DM an materiellen Werten, wovon ihnen bisher 42 Milliarden aus öffentlichen Mitteln an Teilentschädigungen wiedergegeben werden konnten, ungeachtet der freiwilligen Hilfeleistungen aus der Bevölkerung.

Währenddessen reißt der Flüchtlingsstrom nicht ab; das Jahr 1958 brachte über 200 000 Flüchtlinge aus der Sowjetzone und 134 000 Aussiedler aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten und aus Polen sowie der UdSSR in unser Land. Viele — die Jungen, Gesunden, Arbeitsfähigen — können sich gottlob selbst helfen. Die Schwachen, Alten und Kranken jedoch sind auf die Hilfe des Staates und ihrer Nächsten angewiesen.

Experten der Flüchtlingsnöte

Aber es geht bei den Aktionen im Weltflüchtlingsjahr nicht allein und nicht einmal vordringlich um materielle Hilfeleistungen. Der Staat und sein Verwaltungsapparat können nie auf die individuellen und die mannigfachen seelischen Nöte der Flüchtlinge eingehen. Dazu bedarf es der Hilfe des Nächsten, seiner Opferbereitschaft, Geduld, Zeit, seiner Gedanken und seines Mitfühlens.

Die Helferinnen und Helfer des Deutschen Roten Kreuzes, zusammen mit gleichgesinnten Helfern der anderen Wohlfahrtsverbände und der Kirchen, stehen seit 14 Jahren an den Schleusen und Brennpunkten der Flüchtlingsnot: auf den Bahnhöfen an den Flüchtlingstransporten, in den Auffang-, Durchgangs- und Dauerlagern, den Wohnheimen für die Flüchtlingsjugend, den Krankenhäusern, Erholungs- und Kinderheimen für Vertriebene und Umsiedler und bei Besuchen in den Wohnungen derer, die langsam in ihre neue Umgebung eingegliedert werden. Sie haben sich dabei ein großes „Fachwissen" angeeignet und sind gewissermaßen zu „Experten" der Flüchtlingsnöte geworden. Trotz ihrem langen Einsatz an einer oft unlöslich erscheinenden Aufgabe sind sie darüber nicht stumpf geworden, sondern haben, von der Idee des Helfenwollens erfüllt, Herz und Blick wachgehalten für die großen und kleinen Nöte der Hilfeheischenden und Hilfsbedürftigen.

Weltweite Rotkreuz-Pflichten

Getreu der Forderung Henri Dunants, jedem ohne Ansehen der Person, der Rasse, Volks- und Religionsangehörigkeit beizustehen, hat sich das DRK besonders der Hilflosesten angenommen. Dazu gehören auch die 230 000 Ausländer, die in unserem Land geblieben sind: die andere Sprache, die verschiedenartigen Lebensgewohnheiten, nationale Vorurteile und der harte Daseinskampf der letzten Jahre machten diese der Flüchtlingsgruppe das Leben besonders schwer. Noch 16 000 von ihnen leben bei uns in Lagern. Andererseits hätte das DRK ohne die andauernde und selbstlose Unterstützung durch die ausländischen Rotkreuzgesellschaften niemals ein solches Maß an Flüchtlingshilfe leisten können. Tausende Tonnen hochwertiger Lebensmittel, Bekleidung, Einrichtungsgegenstände, Medikamente und Kinderspielzeug aus Auslandsspenden konnten jahrelang verteilt werden.

Das Weltflüchtlingsjahr gibt uns jetzt die Gelegenheit, einen Teil der auflaufenden Dankesschuld für die uns zuteil gewordene Hilfe aus jenen Jahren abzutragen. — Trostlos ist z.B. noch heute die Lage der arabischen Flüchtlinge aus Palästina, die in Massenlagern in Jordanien, Libanon und der Vereinigten Arabischen Republik leben, der China-Flüchtlinge in Hongkong, der Algerier in Marokko und Tunesien, der Tibetaner in Indien und auch der Flüchtlinge in manchem anderen Land.

18 Jahre Lagerdasein

Zwar haben sich im Laufe der Jahre die Zahlen vermindert, doch hat sich das Problem von einer anderen Seite her verschärft. Denn sozial eingegliedert in die Aufnahmeländer wurden meist nur die Jungen, Gesunden, Leistungsfähigen, die den Einwanderungsbehörden als willige und oft billige Arbeitskräfte willkommen waren. Zurückgelassen und verlassen in den Lagern blieben die nicht voll Leistungsfähigen; ganze Familien wurden zum Beispiel von der Einwanderung in aufnahmefähige Länder ausgeschlossen, weil nur ein einziges Familienmitglied krank, behindert oder unterstützungsbedürftig war. Es gibt darunter Familien, die seit 18 Jahren ununterbrochen in Lagern leben; ihre Kinder wurden dort geboren und wuchsen in diesem Milieu der Hoffnungslosigkeit heran.

Gerade diese Menschen aus ihrem Elend zu befreien, ist im Weltflüchtlingsjahr eine vordringliche Aufgabe, für deren Lösung sich auch das DRK mit allen seinen Kräften und Erfahrungen einsetzen muß. Es ruft seine Mitglieder, Förderer, Freunde und die Öffentlichkeit dazu auf, sich in den kommenden Monaten wirkungsvoll an jener internationalen Aktion zu beteiligen, die das Flüchtlingselend, den Schandfleck unserer Zivilisation und unseres Jahrhunderts, endgültig tilgen soll.

Auferstehung der Humanität

Prof. Dr. Albert Schweitzer hat die Sammlung von Berichten deutscher Heimatvertriebener über Erlebnisse der Rettung und Bewahrung in der Zeit der Massenaustreibungen, die vom „Göttinger Arbeitskreis" ostdeutscher Wissenschaftler herausgegeben wurde, mit hoher Anerkennung bedacht. In seinem Schreiben aus Lambarene an den Verlag Holzner führt Albert Schweitzer u. a. aus: „‚Keiner kennt die Grenze' ist ein wunderbares Büchlein. Hoffentlich wissen es die Menschen zu schätzen und lassen sich durch es zu wahrem Menschentum anregen. Die Humanität wieder zu erwecken, das ist das, was für unsere Zeit Not tut."

Die Anthologie „Keiner kennt die Grenze" ist der zweite Band einer Folge von Berichten deutscher Vertriebener, die mit dem Buche „Dokumente der Menschlichkeit" eingeleitet wurde. Dieser Bericht enthält Schilderungen von Taten der Hilfe und Nächstenliebe, die Heimatvertriebenen in ihrer größten Not von Ausländern — insbesondere auch von Polen — zuteil wurden. Albert Schweitzer schrieb für die in New York erschienene amerikanische Ausgabe dieser ebenfalls vom „Göttinger Arbeitskreis" herausgegebenen Sammlung ein Vorwort, das mit den Worten schloß: „Möge dieses einzigartige Vermächtnis viele Leser finden und möge es dazu dienen, die Menschheit aus den immer noch allzu starken Banden des Hasses zu befreien und in den Menschen den Entschluß festigen, unter allen denkbaren Umständen des Lebens stets Menschlichkeit zu beweisen, menschlich gegenüber den Mitmenschen zu handeln."

Als dritten Band dieser Reihe wird der „Göttinger Arbeitskreis" demnächst eine Sammlung von Berichten ostdeutscher Umsiedler aus den Oder-Neiße-Gebieten unter dem Titel „Deutsch-polnische Begegnungen 1945/58" herausgeben.

Heiligenbeiler Erinnerungsbuch

„Liebe alte Heimat Ostpreußen . . ." so steht es auf der ersten Seite des Buches — und Liebe zur Heimat hat es geschaffen, dies Erinnerungsbuch. Einen einzigartigen Schatz stellt es dar, und darum liegt es wohlbehütet im Rathaus, wo Stadtdirektor Neumann es in Verwahrung hat. Er selbst hat auch die Anregung dazu gegeben und sich um die Beschaffung des Bildmaterials bemüht, das hier zusammengetragen ist. Aus der Stadt Zinten, deren Patenschaftsträgerin die Kreisstadt Burgdorf ist, und aus dem ostpreußischen Kreise Heiligenbeil stammen die Bilder. Sie sprechen von der Schönheit der ostpreußischen Landschaft, sie zeigen die alten Bauten, die Kirchen und Ordensburgen, die Bauernhäuser, die schmucken Straßen der Städte und Dörfer — und alles trägt den unverkennbaren Charakter einer deutschen Kulturlandschaft.

Man kann lange versonnen blättern in diesem Buche, und wem dies Land einst Heimat war, der wird es nicht ohne Wehmut im Herzen tun.

Doch das Buch, von dem wir sprechen, weist nicht nur die Bilder aus dem „Land der dunklen Wälder" auf. In seinen Blättern ist auch von sorgsamer Chronistenhand vereinigt, was sich an Bildern und Zeitungsartikeln der letzten Jahre zusammengetragen ließ — nämlich von den großen Wiedersehenstreffen der Heiligenbeiler. Die Feierstunden, die Kundgebungen, die Ansprachen, ja, auch das frohe Beisammensein von Menschen, die sich oft nach jahrelanger Trennung hierbei wiedersahen, alles das ist in Wort und Bild festgehalten, und vielfach sind nicht nur die Presseberichte über die Heiligenbeiler Treffen, sondern auch die Texte der Ansprachen in vollem Wortlaut mit in dem Album. Es ist in der Tat ein einzigartiges Dokument, dessen Wert nie verpönen wird.

Aus „Burgdorfer Kreisblatt"

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hamburg-Osdorf Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Aus **Kroschen**, Kreis Rastenburg, wird Arno Wormuth, geb. 17. 9. 1939, gesucht von seinem Vater, Albert Wormuth, geb. 22. 1. 1894 in Mulden. Arno Wormuth ist zuletzt in Schönfließ bei Korschen gesehen worden.

Aus **Landskron**, Kreis Bartenstein, werden die Geschwister Assinner, Hannelore, geb. 6. 10. 1942, Irmgard geb. 17. 7. 1940, Siegfried, geb. 11. 7. 1938, Waltraud, geb. 20. 1. 1937, Sieghilde, geb. 15. 12. 1935, und Gerda, geb. 6. 12. 1934, gesucht von ihrer Mutter, Minna Schwering, verwitwete Assinner, geb. 28. 6. 1914 in Trosinen, Kreis Bartenstein. Die Gesuchten waren in verschiedenen Waisenhäusern untergebracht und zwar in Rastenburg, Sensburg und Landskron bzw. Bartenstein.

Aus **Mahnsfeld**, Kreis Königsberg-Ostpreußen, wird Friedrich Wilhelm Wiedem, geb. 6. 6. 1940 in Königsberg-Ostpreußen, gesucht von seinem Stiefbruder Rudolf Tappeser, geb. 11. 3. 27 in Erfurt. Ebenfalls werden die Eltern, Ernst Wiedem, geb. 1. 6. 1897, und Eva Wiedem, geb. Rehberg, verwitwete Tappeser, geb. 22. 10. 1900, gesucht. Außerdem wird vermißt der Stiefbruder Hans Tappeser, geb. 21. 10. 1928, der bis zum 1. 10. 1944 in Königsberg-Ostpreußen, Scheffnerstr. 5, wohnhaft war.

Aus **Neu Kampenau**, Kreis Preußisch Holland, werden die Geschwister Schulz, Renate, geb. 13. 3. 1935, Magdalene, geb. 29. 7. 1936 und Christiana, geb. 21. 12. 1939, gesucht von ihrer Mutter, Elfriede Schulz, geb. Fischer, geb. 17. 3. 1913. Renate, Magdalene und Christiana Schulz sollen sich zuletzt auf dem Schiff „Goya" befunden haben.

Aus **Ortelsburg**, Heimstr. 22, wird Marianne Günther, geb. 7. 6. 1939, gesucht von ihrer Mutter, Edith Günther, geb. Joschinski, geb. 20. 11. 1920. Marianne wurde durch einen Fliegerangriff auf dem Bahnhof Ortelsburg im März 1945 von ihrer Mutter getrennt.

Aus **Königsberg**, Altroßgärtner Kirchenstraße 10—11, wird Sabine Krause, geboren am 24. September 1941, gesucht von ihrem Vater Franz Krause.

Aus **Königsberg**, Jägerstr. 55a, werden die Brüder: Peter Rose, geboren am 13. Juli 1940 und Manfred Rose, geboren am 27. Dezember 1934, gesucht von ihrem Vater Erich Rose, geboren am 2. Dezember 1908. Auch die Mutter, Hedwig Rose, geborene Petter, geboren am 21. Mai 1910, wird noch vermißt.

Aus **Königsberg**, Jerusalemstraße 18b, werden die Brüder Schwenkner, und zwar Klaus-Robert, geboren etwa 1939 und Heinz-Adolf, geboren etwa 1938, gesucht von ihrem Vater Adolf Schwenkner, geboren am 29. November 1909. Auch die älteren Schwestern Elfriede und Lucie werden noch vermißt.

Aus **Königsberg**, Landsbergstraße 7, wird Horst Blank, geboren am 1. April 1939, gesucht von seinem Pflegevater Karl Liedtke, geboren am 3. April 1893.

Aus **Königsberg**, Magisterstr. 37/38, wird Margitta Wottke, geboren am 5. Mai 1940, gesucht von ihrem Vater Günter Wottke geboren am 2. Januar 1913. Margitta befand sich zuletzt in Königsberg im Krankenhaus der Barmherzigkeit.

Aus **Königsberg-Liep**, Iglauer Weg 26, wird Kurt Fischer, geboren am 23. April 1939, gesucht von seinem Vater Fritz Fischer, geboren am 15. Juni 1906.

Aus **Königsberg-Liep**, Iglauer Weg 52, werden die Geschwister: Rosemarie Knappke, geboren 1940, Siegfried Knappke, geboren 1936/1937 und Gerda Knappke, geboren 1933, gesucht von einer Verwandten. Die Eltern: Willi Knappke, geboren 1905 und Anna Knappke, geborene Zander, geboren etwa 1902, werden ebenfalls noch vermißt.

Aus **Rastenburg**, Georgstraße 16a, werden die Geschwister: Claus Poschmann, geboren am 31. Mai 1940 und Hannelore Poschmann, geboren am 26. April 1938, gesucht von ihrer Tante Maria Biebach. Auch die Mutter, Anna Poschmann, geborene Scheffler, geboren am 13. September 1909, wird noch gesucht.

Aus **Rastenburg**, Hochmeisterstraße 8a, werden die Schwestern: Christa Sammek, geboren 1942 und Edeltraud Sammek, geboren 1940, gesucht von ihrem Bruder Günther Sammek, geboren am 27. Juni 1935. Auch die Mutter, Johanna Sammek, geborene Jabs, wird noch vermißt.

Aus **Sensburg**, Bergstraße 1, wird Hartmut Todzi, geboren am 24. September 1939, gesucht von seinem Bruder Reinhold Todzi, geboren am 15. Oktober 1925. Die Mutter, Wilhelmine Todzi, geborene Marzinowski, wird auch noch vermißt.

Aus **Schrombehnen**, Kreis Preußisch Eylau, wird Werner Gnohs, geboren am 10. März 1939, gesucht von seiner Tante Anna Klinkowski, geborene Gnohs, geboren am 12. November 1916. Werner Gnohs soll bei einem Bombenangriff auf Danzig ein Bein verloren haben und in ein dortiges Lazarett gekommen sein.

Aus **Schwarzenberg**, Kreis Schloßberg, wird Horst Griebat, geboren am 14. August 1939, gesucht von seinem Vater Franz Griebat, geboren am 16. November 1897.

Aus **Tilsit**, Stiftstraße 11a, wird Siegmar Rehfeld, geboren am 10. Juni 1939, gesucht von seinem Vater Franz-Joachim Rehfeld, geboren am 20. Mai 1911. Siegmar Rehfeld befand sich noch bis Ostern 1946 mit seiner Schwester Eleonore, geboren am 6. November 1936 im Umsiedlungslager Angermünde.

Aus **Waldrode**, Kreis Ortelsburg, werden die Geschwister: Werner Lissek, geboren am 2. Mai 1940 und Günter Lissek, geboren am 2. November 1937, gesucht von ihrer Schwester Gertrud Franke, geborene Lissek. Auch die Eltern: Marta Lissek, geborene Wnuck, geboren am 19. Oktober 1904 und Wilhelm Lissek, geboren am 28. Februar 1900 sowie die älteren Geschwister Hedwig, geboren am 26. Mai 1930, Erna, geboren am 12. September 1931 und eMinhard, geboren am 23. April 1933 werden noch vermißt.

Aus **Weischnuren**, Kreis Preußisch Eylau, werden die Geschwister Kopp, und zwar: Heinz, geboren am 14. Januar 1941, Erika, geboren am 31. Juli 1939, Edelgard, geboren am 27. Januar 1938, Hansi, geboren am 23. Juni 1936, Lothar, geboren am 20. Dezember 1934 und Horst, geboren am 21. September 1933, gesucht von ihrem Vater Reinhold Kopp. Die Mutter der Kinder, Anna Kopp, geborene Gedaschko, geboren am 14. Januar 1914 in Haarschen, wird ebenfalls noch gesucht.

Aus **Abschwangen**, Kreis Preußisch Eylau, wird Ute Grutz, geboren am 23. Juni 1942, gesucht von ihrer Mutter Erna Grutz, geborene Böhnke, geboren am 21. April 1919. Ute Grutz wurde zwischen dem 20. und 25. Februar 1945 von Frau Emma Mehl aus Abschwangen bei der ehemaligen NSV in Stutthof abgegeben. Wer war im Februar 1945 bei der NSV in Stutthof tätig und kann über den Verbleib des Mädchens Auskunft geben?

Aus **Allenstein**, Tannenbergstraße 4b, wird Gerhard Krakor, geboren 1940, gesucht von seinem Bruder Josef Krakor, geboren am 15. Juni 1919. Josef Krakor ist nicht in der Lage nähere Angaben über seinen Bruder zu machen. Er weiß nur, daß sein Vater Joahnn Krakor, zuletzt in sowjetischer Gefangenschaft war.

Aus **Caspershöfen**, Kreis Samland, wird Helga-Anita Muntau, geboren am 2. Oktober 1943 in Caspershöfen, gesucht von ihrer Mutter Margarete Ball, geschiedene Muntau geborene Lesch, geboren am 12. September 1924. Das Mädchen befand sich im Oktober 1947 bei seiner Großmutter Maria Karp in Postnicken bei Nautzken, Kreis Samland. Es wurde noch im Oktober 1947 von seiner Großmutter in ein Waisenhaus nach Königsberg gebracht.

Wehrmachtsangehörige aus Ostpreußen

Heimkehrer haben beim Suchdienst Aussagen über ehemalige Wehrmachtangehörige gemacht. Die Familien dieser von Heimkehrern gemeldeten Männer und Frauen konnten bisher nicht ermittelt werden. Erkennen Sie aus den nachstehend aufgeführten Personalangaben einen der Vermißten und können Sie Auskunft über dessen Angehörige geben? Für jeden der aufgeführten Namen liegt eine Nachricht vor. Helfen Sie uns, die Angehörigen ausfindig zu machen. Jede zutreffende Mitteilung von Ihnen bedeutet ein geklärtes Vermißtenschicksal! Geben Sie Ihren Hinweis zur Auffindung der Angehörigen bitte unverzüglich unter Bezugnahme auf die Befragungsnummer dieser Liste (jeweils am Ende der Schuanzeige) an das Deutsche Rote Kreuz, Suchdienst München, Rundfunkauskunft, München 13, Infanteriestraße 7 a.

Gesucht werden aus:

Königsberg: die Angehörigen von Otto Blank, geb. etwa 1906, verheiratet, Kraftfahrer, Volkssturmmann bei der Volkssturm-Einheit Kampfgruppe Murach, Kompanie Baldus, B/13438;

Königsberg: die Angehörigen von Heinz Milke, geb. etwa 1929, ledig, Fernmeldemonteur, Soldat bei der 13. Kompanie Grenadier-Regiment 171, B/13289;

Königsberg: die Angehörigen von Wieberneit, Vorname und Geburtsdatum unbekannt, Studienrat, Major, A/25443;

Malshöfen: die Angehörigen von Wilhelm Matrisch, geb. 9. 2. 1915, Oberfeldwebel bei der Feldpostnummer 06710, B/13192;

Neidenburg: die Angehörigen von Rudolf Hermann, geb. etwa 1883, vermutlich Beamter, Volkssturmmann, B/13240;

dem Landkreis **Schloßberg:** die Angehörigen von Bernhard Pempeit, geb. etwa 1924, Angehöriger der Feldpostnummer 34895, A/25394.

Aus **Heiligenbeil**, Am Sportplatz 14a, wird Burkhard Kriegsmann, geboren am 3. Januar 1943, gesucht von seinem Vater Wilhelm Kriegsmann, geboren am 8. Juli 1904. Burkhard Kriegsmann, der sich eventuell auch Thiesmann nennen könnte, befand sich im Januar 1945 mit seiner Mutter und seinem Halbbruder Joachim Woytowitz, geboren am 15. Juli 1938, auf der Flucht über Rosenberg zum Haff.

Aus **Insterburg**, Immelmannstraße 10, wird Jürgen Rudat, geboren am 3. Dezember 1941 in Insterburg, gesucht von seinem Großvater Robert Rudat, geboren am 11. September 1877. Jürgen Rudat befand sich mit seiner Großmutter, Auguste Rudat, geboren am 22. Mai 1886, auf der Flucht. Am 6. März 1945 sollen beide noch bei Bullenwinkel, eine Station vor Kolberg, mit Bekannten gesprochen haben. Wer hat die Gesuchten zuletzt gesehen und kann über ihren Verbleib Auskunft geben?

Aus **Insterburg**, Steinstraße 2, werden die Geschwister: Irmgard Szillat, geboren etwa 1939, Alfred Szillat, geboren etwa 1935 und Bruno Szillat, geboren 1933, gesucht von ihrem Vater Karl-Heinz Szillat, geboren am 19. September 1897. Irmgard und Alfred befanden sich zuletzt im Kinderheim Altwalde/Ostpreußen und Bruno Szillat im Kinderheim Treuburg/Ostpreußen.

Aus **Kobbern**, Kreis Bartenstein, wird Leanda Rotraut Rieck, geboren am 26. Juli 1939, gesucht von ihrer Mutter Frida Matzkies, geborene Rieck, geboren am 19. März 1915.

Aus **Königsberg**, Bismarckstraße 15, wird Helmut Justus, geboren am 10. November 1935, gesucht von seinen Schwestern: Traute, geboren am 9. Dezember 1919 und Hildegard Justus, geboren am 15. April 1925.

Aus **Mohrungen**, Schimmerlingweg 1, werden die Geschwister: Gisela Oskandi, geboren am 12. Januar 1944, Reinhard Oskandi, geboren am 13. November 1939 und Werner Oskandi, geboren am 22. Mai 1937, gesucht von ihrem Vater Walter Oskandi. Die Mutter, Emma Oskandi, geborene Bucholski, geboren am 27. September 1913, wird auch noch vermißt. Die gesuchten Geschwister Oskandi waren mit ihrer Mutter von Fulda nach Mohrungen/Ostpreußen evakuiert.

Aus **Königsberg**, Rosenauerstraße 39, wird Gisela Pustan, geboren am 11. März 1943, gesucht von ihrer Schwester Waltraud Geilfuß, geborene Pustan, geboren am 30. September 1936. Gisela wurde während der Flucht von einer Familie auf einem Treckwagen mitgenommen.